Pandur und Freimaurer.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Eine Allianz zu Schutz und zu Trutz.

Das Wiener Fastnachtsspiel ist zu Ende, die Tochter der alten Bettlerin Marsa Prokop hat die Maske des Fräuleins von Schwerin abgelegt und sitzt wieder als Ludmilla Prokop in einer Wohnung in Brünn, die freilich minder prachtvoll war wie jene, die sie als Fräulein von Schwerin auf dem Graben in Wien inne gehabt.

Nachdem die Verkleidungsrolle zu Ende gespielt war, nahm das Mädchen wieder seine frühere Stellung als bürgerliche Waise ein, ruhte auf den errungenen Lorbeeren aus und wartete auf irgend eine neue Intrigue oder Eroberung.

Ludmilla, wenn man ihre unbefriedigte Leidenschaft für Guido ausnahm, fühlte sich mit dem Ergebnisse ihres Wiener Gastspieles vollkommen zufrieden.

Sie hatte monatelang auf Trenks Kosten vortrefflich gelebt, nahm von Wien Schmuck und eine prächtige Garderobe mit sich, erhielt fünfhundert bare Gulden — eine Summe, mit der man damals eben so viel erstreben konnte, wie heute mit fünftausend, — konnte sie in dem Zeitraume

nicht ganz Eines Jahres ein vortheilhafteres Geschäft wünschen?

Freilich hatte sie für diesen Lohn auch ein Erkleckliches geleistet; allein der Lichtsinn ist nicht gewohnt, zu erwägen und zu prüfen, er ist eben so blind vor Gefahren, wie taub vor Ermahnungen, ob nun diese von außen oder von innen kommen, er setzt über alle Scrupel hinweg und sieht nur immer die Glanz- und niemals die Kehrseite der Dinge.

So finden wir Ludmilla in einer kleinen nett eingerichteten Wohnung auf dem Krautmarkt, und das scharfsichtigste Auge fände in ihrer züchtigen Häuslichkeit, in ihrer zur Schau getragenen Frömmigkeit keine Spur eines falschen Eides oder einer Intrigue, die Menschen zur Verzweiflung und Familien ins Unglück bringt.

Sie selbst scheint so ruhig, so zufrieden wie damals als wir sie zum ersten Male in ihrer Wohnung nächst der neuen Minoritenkirche trafen, ihre Leidenschaft für Guido ist vielleicht in etwas abgekühlt, vielleicht hat sie dieselbe aus Nothwendigkeit bewältigt, sich einstweilen mit dem Bewußtsein begnügend, das Band zwischen Roswitha und Guido vollends zerstört zu haben.

Und so wie damals finden wir Ludmilla wieder mit einer Frauenarbeit beschäftigt, worin sie jedoch durch das rasche Eintreten eines Mannes gestört wurde, in dem wir zu unserem größten Erstaunen abermals Herrn Rudolf, den Exgrenadier erkennen.

So wie wir ist auch Ludmilla durch sein Erscheinen überrascht.

»Was seh ich,« ruft sie, »sind Sie es wirklich, Herr Rudolf, oder ist's Ihr Geist?«

»Warum sollte es mein Spiritus sein?« fragte der

Lange verdutzt, »was ist denn arivirt, das ich nicht mehr in corpore zu erscheinen capabel sein sollte?«

»Wie kommen Sie nach Brünn? Was suchen Sie hier? Benöthigen Sie vielleicht wieder eines Fräuleins von Schwerin?«

»Excusiren, Mademoiselle, Sie fragen zu viel auf einmal. Ich will jedoch Ihre sämmtlichen Fragen mit Einem Worte absolviren: »Es kocht!« und wissen Sie, wo es kocht? Da — er tupfte mit der Spitze des rechten Zeigefingers auf seine Brust — da drinnen in meinem Herzen kocht es, als ob es eine Menage für ein ganzes Fähnlein gäbe. O, verehrte Mademoiselle, was ist mir Alles passirt! Welch ein Pudor ist meiner bis nun intacten Reputation widerfahren! Man hat mir den Abschied, salva venia den Laufpaß gegeben.«

»Was Sie sagen!«

»In mir kocht es, in mir siedet es. Ich bin entlassen, vor die Thüre gesetzt . . .«

»Wie, der Graf von Löwenwalde . . .«

»Nennen Sie mir diesen Namen nicht, er hat bei mir allen Respect, alle Reputation verloren! In mir kocht es...«

»Hören Sie doch einmal mit Ihrem fortwährenden Kochen auf, Sie thun ja, als ob Ihr Herz eine Küche und Ihre Kehle der Schlot wäre, wo der Rauch ausströmt . . .«

»Kann ich dafür, daß salva venia meine Galle überläuft? Sie kennen mich jetzt lange her, Sie wissen, welch ein sanft Gemüth in meiner Brust einquartirt ist, wo jedoch solches Tractament herrscht, da muß die Taube sich in einen Geier, der geduldige Regenwurm in eine Schlange sich transferiren.«

»Aus welchem Grunde entließ sie der Graf?«

»Was braucht ein Tiger Gründe, wenn er einem Lamm salva venia das Blut aus dem Leibe saugen will? Wozu benöthigt ein Löwenwalde Gründe, um einen treuen Diener zu maltraitiren? Er bedarf meiner nicht mehr, das ist der Grund! Die Kanone hat den Feind verjagt, jetzt braucht man sie nicht mehr, folglich wird das Ladzeug bei Seite geschoben. Verehrte Mademoiselle, Sie wissen am besten, welche Officia ich diesem Grafen geleistet habe, und nun steh ich da, dienstlos, brodlos, kein Soldat und kein Civilist, accurat wie ein Vogel, den man einst nackt aus dem Nest nahm und den man, nachdem man ihn zehn Jahre lang im Bauer gefüttert, plötzlich frei läßt; da steht nun der arme Teufel und weiß nicht, wie sich zu nähren! Seinen Instinctus naturalis hat er verloren und dafür von den Menschen Bequemlichkeit und Trägheit angelernt.«

»Ich denke, Herr Rudolf, die Armuth wird bei Ihnen nicht so groß sein,« unterbrach ihn Ludmilla.

Darauf versetzte der Exgrenadier und Exkammerdiener:

»Gottlob, gar so malitiös sieht es in meinem Säckel nicht aus. Ich besitze unterschiedliche Tausende, der Herr Graf haben den Trenk und ich hab' den Herrn Grafen gemaust; Herrgott, war das eine Mauserei, daß die Federn in der Nachbarschaft herumgeflogen sind! Aber was nützen mir die Tausende, so lange es in mir kocht?«

»Herr Rudolf, Sie sind aufgeregt, begütigen Sie sich und theilen Sie mir mit . . .«

»Da gibt es gar nichts mitzutheilen, verehrteste Mademoiselle, mehrere Wochen nachdem der Trenk verurtheilt und auf den Spielberg abgeführt war, wurde ich vom Grafen angewiesen, mein Kalbsfell zu schnüren und aus seinem Hause die Retirade anzutreten. Ich wollte mich ein wenig spreizen

und ließ ihn merken, daß ich nicht nur zu schweigen, sondern auch zu reden gelernt habe. Darauf versetzten mir der Herr Graf einen Fußtritt und schrien mir zu: »Hinaus Hund, hinaus und wenn Du mir noch einmal in den Weg trittst, so läufst Du durch dreihundert Mann zehnmal auf und ab Steigriemen, so wahr ich der Graf Löwenwalde bin!« Was konnte nun ein Mensch, der schlauch ist, nach solcher Malefizrede anders thun als schweigen und sich das erlittene Tractament hinter die Ohren zu schreiben? Das that ich denn auch, aber von jenen Secunden an begann es in mir zu k . . . .«

Ludmilla unterbrach ihn: »Die Behandlung war in der That infam . . . .«

»Das sag' auch ich, und ich bin nicht gesonnen, solche Infamie ruhig hinzunehmen wie der Recrut die Rippenstöße . . .«

»Was wollen Sie also beginnen?«

»Ich will mich rächen, Rache will ich, Rache ist süß . . . . . .«

»Ich sehe aber nicht ein, wie Sie in Ihrer jetzigen Lage an dem Grafen Löwenwalde sich zu rächen vermöchten?«

»Oh, ich hab's schon, ich hab' wieder was auscalculirt, und wenn ich Ihnen meine Intention mittheile, werden Sie nicht ermangeln, meine Schlauchheit abermals zu admiriren. Oh, der Rudolf ist noch immer schlauch, sehr schlauch! Er ist noch ingenios und hat sein Hirn noch nicht salva venia verludert.«

»Ich begreife Sie nicht ganz. Sie wollen sich an dem Grafen Löwenwalde rächen; wozu kommen Sie nach Brünn? Ich denke, Sie sollten in Wien geblieben sein, wo der Graf sich aufhält.«

Der Exgrenadier schüttelte schlau den Kopf und sagte:

»Nicht doch, verehrteste Mademoiselle, hier muß ich sein, hier in Brünn muß ich bleiben; hier ist das Terrain, welches ich occupiren muß, um dem Löwenwalde einen Schlag zu versetzen, der ihn ganz zu Boden strecken wird. Zu diesem Zwecke benöthige ich aber hier in Brünn eine Allianz und deshalb suchte ich Sie auf ...«

Ludmilla lächelte selbstgefällig und fragte dann:

»Und was soll das für eine Allianz sein?«

»Sie sollen werden meine Vertraute, meine Gehilfin ...«

»Herr Rudolf, so viel ich mich erinnere, lebt in Wien eine gewisse Person ...«

»Pardonniren, jene gewisse Person lebt nicht mehr, das heißt, sie lebt für mich nicht mehr; meine Schuld ist's jedoch nicht, daß sie für mich todt ist, ohne für mich gestorben zu sein. Sie spielen auf die rothhaarige Johanna an, die ist gerade so wie der Löwenwalde, ein undankbares Geschöpf; kaum hörte sie, daß der Graf mich fortgeschafft, so warf sie sich einem miserablen Musketier, einem Kerl, der kaum fünf Schuhe mißt, den ich also um mehr als einen Schuh überrage, in die Arme. Pfui und noch einmal pfui über solche Verworfenheit! Was diesen Punct belangt, können Sie sich mir ruhig anschließen.«

»Und weiter, was weiter?« fragte das Mädchen mit lauernder Neugier.

»Weiter werde ich dafür sorgen, daß Ihnen nichts mangle und abgehe ...«

»Möchten Sie sich nicht ein wenig deutlicher ausdrücken?«

»Sie erhalten monatlich ...«

»Halt, Herr Rudolf, nicht weiter! Mit Leuten Ihres Gleichen schließen Leute meines Gleichen keine zeitlichen Allianzen. Wollen Sie mich für sich gewinnen, so bieten Sie mir Ihre Hand und Ihr Vermögen an. Ihre Hand kenne ich; werde ich auch Ihr Vermögen kennen gelernt haben, so will ich mich ganz einfach nach Ihrem Plane erkundigen, den Sie ersonnen haben, um sich an dem Löwenwalde zu rächen. Finde ich mich nach allen Seiten hin befriedigt, dann antworte ich Ihnen »Ja« oder »Nein.« Ist's »Nein!« so haben Sie meine Schwelle zum letzten Male überschritten, ist's »Ja! «so muß ich binnen drei Wochen Ihre Gattin sein. Das ist mein Entschluß.«

Der Ex-Grenadier erwiederte ohne sich erst zu besinnen:

»Verehrteste Mademoiselle, ich denke wir Beide passen recht gut für einander, sintemalen wir uns schon längere Zeit kennen und in unseren Plänen vollkommen harmoniren. Eines nur hab' ich zu bedenken, Eines nur macht mich scrupulös, und das ist Ihre furiöse Inclination für den jungen von Nedorost . . .«

»Denken Sie nicht mehr daran; was war, ist nicht mehr. Er ist in Wien, wir in Brünn; das Fräulein von Schwerin konnte hoffen, die Geliebte Guido's von Nedorost zu werden, für die Gattin des Ex-Grenadiers und Ex-Kammerdieners ist diese Hoffnung verschwunden. Abgesehen von dieser Affaire muß ich im Allgemeinen bemerken, daß ich mir im Voraus Quälereien aus Eifersucht verbiete, ich werde Ihre Gattin sein und Sie müssen die Ehre mich zu besitzen, nicht zu gering anschlagen.«

»Verehrteste Mademoiselle,« replicirte der Lange, »was Sie sagen ist Alles recht hübsch, recht charmant; ich bitte

jedoch, zu recapituliren, daß ich als einstiger regulärer Militär der Parteigängerei gar nicht gewogen bin. Ich ästimire Ihre Inclinationen, doch dürfen Sie nicht zu weit gehen. Was mein Geld betrifft, so besitze ich baar viertausend Gulden, außerdem unterschiedliche Prätiosen —«

Ludmilla nickte beifällig mit dem Kopfe.

»Es scheint in der That,« sagte sie lächelnd, »als hätten Sie die Kunst des Mausens mit großem Erfolg sich eigen gemacht; die Summe verdient Beachtung, doch möcht' ich wissen, ob Sie vielleicht zur Ausführnng Ihres Racheplanes einen Theil dieses Geldes benöthigen oder nicht?«

»Der Himmel bewahre mich, daß ich um des Löwenwalde willen mein schönes Geld verausgaben sollte. So dumm ist der Rudolf nicht. Mein Plan darf mich nicht nur nichts kosten, sondern muß mir, wenn er gelingt, auch noch ein hübsches Sümmchen einbringen. Hören Sie mich an, verehrteste Mademoiselle und zukünftige Gesponsin Der Obrist Baron Trenk sitzt zu lebenslänglicher Haft verurtheilt oben auf dem Spielberge. Der Obrist Baron Trenk ist doch kein solcher salva venia Unmensch, wie wir zu Wien geglaubt haben. Der Löwenwalde und die Uebrigen haben zwar den tapferen Obristen martialisch abgeschröpft, derowegen besitzt aber der Baron noch einen sehr respectablen Reichthum, der ihm, wohlgemerkt, nicht confiscirt, sondern der blos unter Administration gestellt wurde. Der Obrist hat eigentlich nichts verschuldet, man hat ihm blos was hinauf disputirt, um ihn unschädlich zu machen, denn der Löwenwalde und dessen Sippschaft fürchten seine Freiheit wie das Feuer; wenn zum Exempel der Trenk frei würde und vom Auslande herein sein Recht geltend machte, und die Gesetze anriefe, dann erführe Ihre Majestät die Kaiserin die Wahrheit und dem Löwenwalde

wäre das Genick gebrochen. Der Plan, den ich ersann, ist nun dahin gerichtet, dem Baron Trenk die Gelegenheit zu verschaffen, sich an seinem und meinem Feinde zugleich, nämlich an dem Löwenwalde, zu rächen . . .«

»Wie wollen Sie dieses bewirken?«

»Ganz einfach dadurch, daß ich ihm behilflich bin, vom Spielberge zu entfliehen . . .«

»Herr Rudolf . . .«

»Sie staunen?«

»Ich staune nicht, sondern ich fürchte, unsere Allianz wird vor ihrer Stiftung zerfallen.«

»Warum dies, Verehrteste?«

»Weil Sie sich in eine halsbrecherische Operation einlassen.«

»Es gibt Menschen, die über eine einzelne Stufe zu gehen haben und so unvorsichtig oder ungeschickt sind, daß sie darüber stolpern, fallen und das Bein brechen; es gibt aber auch Menschen, die an einen himmelhohen Mastbaum hinanklettern und wohlbehalten hinauf und herab gelangen; es kommt daher nur darauf an, daß man eine Sache gut ausführe, sonst man selbst bei dem unschuldigsten Unternehmen zu Schaden kommen kann. Was in specie mich betrifft, so muß bei Trenks Befreiung dermaßen operirt werden, daß kein Mensch, und nicht einmal der Trenk selbst wissen darf, wer derjenige ist, der ihm zur Flucht behilflich ist; glückt es, ist's gut, mißlingt es, so hat der Trenk allein die Folgen zu tragen. Im letzteren Falle geh' ich leer aus, im ersteren jedoch muß mir der Baron eine vorher bestimmte Summe geben.«

»Wie aber wollen Sie die Flucht ermöglichen? Sie wissen doch, daß der Spielberg sorgfältig bewacht wird?«

»Die Antwort auf diese Frage werde ich Ihnen geben, bis wir erst Mann und Weib geworden.«

Nach einer Pause:

»Sie kennen jetzt mein Vermögen, verehrteste Mademoiselle, Sie wissen, was ich vorhabe; was ist nun Ihre Antwort, ja — oder nein?«

Ludmilla Prokop reichte dem Ex-Grenadier die Hand und versetzte kalt und trocken:

»Ja!«

Der Schlauche nickte zufrieden und sagte:

»Ich hoffe, wir machen Beide ein gutes Geschäft. Sie, weil Sie versorgt werden, und ich, weil ich den Löwenwalde werde zittern sehen. Ich gehe, um unsere Angelegenheiten zu ordnen.«

Rudolf ging.

Drei Wochen später war Ludmilla Prokop seine Gattin und führte den Namen Ludmilla Eber.

Die Schutz- und Trutzallianz war somit geschlossen und besiegelt.

II.

Baron Trenk auf dem Spielberg.

Wie die meisten alten Burgen, Kirchen und Klöster, so haben auch die Staatsgefängnisse ihre Geschichten und Sagen; sie pflanzen sich fort von Mund zu Mund, von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation.

Je älter ein solches Gefängniß ist, je weiter zurück diese oder jene Geschichte reicht, desto schwankender werden die Umrisse der Gestalten, desto mehr verschwimmt das Kernlein Wahrheit in dem grauen Nebel der Sage und es spuken dann in einer jeden solchen Mittheilung, wenn auch nicht Gespenster, Feen und Zauberer, so doch die phantastischen Anschauungen der Schließer und Wärter, welche, was sie überliefert erhalten, mit immer mehr um sich greifenden Ausschmückungen weiter verbreiten.

Der Spielberg in Brünn ist einer der ältesten Staatsgefängnisse der Monarchie; einer seiner hervorragendsten Gefangenen im vorigen Jahrhundert war der Pandurenobrist Baron Trenk, es ist daher kein Wunder, wenn die Gefängnißsage sich auch dieses berühmten Gefangenen bemächtigt hat.

Alte Schließer und Wärter deuten geheimnißvoll auf die eiserne Thür, die des Pandurenobristen Gefängniß verschloß und in mittheilsamen Stunden erzählen sie einem oder dem andern Gefangenen, der für ihre Mittheilung Sinn hat, eine Geschichte, die schauerlich genug anzuhören ist.

Hören wir, was einem der Staatsgefangenen vor ungefähr zwanzig Jahren von seinem Wärter erzählt wurde: *)

»Vor langer, langer Zeit sah man bei einbrechender Nacht zu Spielberg einen unförmlichen, bedeckten Wagen ankommen, aus dem ein großer, ganz mit Fesseln behafteter Mann stieg. Seine Größe betrug über sechs Fuß und sein Gesicht sah aus: schwarz, narbig, kurz schrecklich wie das des leibhaftigen Satanas. Die Wachen machten bei seinem Anblicke das Zeichen des Kreuzes und thaten recht, denn offenbar mußte dieser Bösewicht, so groß und stark er war, mit dem Teufel selbst im Bunde stehen, um seine Fesseln wie Glas zu zerbrechen.

»In den ersten Tagen war er so wüthend, daß Niemand in seinen Kerker zu kommen wagte, worin man nur Verwünschungen, Flüche und thierisches Geheul hörte.

»Seine großen, wie höllische Kohlen funkelnden Augen machten selbst die kühnsten unter den Gefangenwärtern zittern, von denen einer tollkühner als die übrigen, der sich zu diesem Satanskerl gewagt hatte, von ihm wie die Maus von der Katze erwürgt wurde.

»Demungeachtet waren kaum einige Monate vorüber, so sprachen alle Gefangenwärter nur von dem Pandurenobristen und schwuren nur bei seinem Namen. Ohne Zweifel hat er sie behext, eben so, wie ein armes unschuldiges Geschöpf, deren Vater Proviantmeister war.

»Dies junge Mädchen war schön, denn wie hätte sie sonst ein solches Ungeheuer ohne Zauberei verführen können?

»Mit Hilfe einiger Gefangenwärter und der Unglück-

*) Auszug aus den »Denkwürdigkeiten eines Staatsgefangenen.«

lichen, die zur Belohnung dafür den Tod hatten, war der Obrist eines Tages nahe daran zu entwischen, als Alles entdeckt wurde. Man warf ihn nun von Kopf bis Fuß mit Fesseln bedeckt in einen der tiefsten Kerker unter die Casematten.

»Mehrere Tage tobte er hier und stieß gegen die Kaiserin Maria Theresia Verwünschungen aus, dann fiel er in ein düsteres Schweigen, was er nur unterbrach, um Gott zu lästern und mit rauher, schrecklicher Stimme den Teufel anzurufen.

»Dies dauerte Monate lang, als man eines Nachts in seinem Kerker ein furchtbares Kettengeklirr und ein seltsames Geheul und Gestöhn hörte. Niemand hatte Lust nachzusehen, was in der Höhle dieses wilden Thieres vorging; als aber am Morgen das Gefängniß geöffnet wurde, verbreitete sich ein häßlicher Schwefelgeruch daraus und der Pandurenobrist lag mit verrenkten Gliedern und am ganzen Körper verbrannt todt auf dem Fußboden.

»An seinem Halse bemerkten die Gefangenwärter mit Entsetzen Spuren von Krallen, Beweis, daß er mit dem Bösen, dem er seine Seele verkauft, und der seine Beute aufgesucht hatte, einen harten Kampf bestanden.

»Der Körper dieses Verdammten wurde verscharrt wie ein todter Hund und noch jetzt geht sein Geist in Gestalt eines schwarzen Hasen herum, so oft in Spielberg ein großer Bösewicht stirbt, dagegen zeigt sich der des Mädchens, dem seine Bosheit den Tod zuzog, in Gestalt eines weißen Hasen, wenn zufällig ein Unschuldiger umkommt.«

Dies die Sage vom Baron Trenk, wie sie auf dem Spielberg erzählt wurde; wir konnten sie hier getrost mittheilen, ohne befürchten zu müssen, daß sie dem Interesse un-

serer Erzählung nur im Entferntesten Eintrag thun werde, die gedruckten Quellen, aus denen wir schöpften, lauteten ganz anders.

Die Sage ist ein reines Phantasiegebilde, welches — wie die Leser aus folgenden Blättern ersehen werden — nur ein winziges Kernlein Wahrheit enthält; aber auch das, was wir erzählen werden, ist so romanhaft, daß mancher Leser vielleicht geneigt sein wird, es für Erfindung zu halten; dagegen legen wir im Voraus Verwahrung ein, und stützen uns dabei auf die »Denkwürdigkeiten« eines nahen Verwandten des Pandurenobristen.

Bevor wir den Pfad unserer Erzählung wieder einleiten, glauben wir noch Eines erwähnen zu müssen.

Manche Leser, die zufällig in der Geschichte der Familie Trenk nicht bewandert sind, und die vielleicht von einem Trenk gehört haben, der auf einer Festung jahrelang saß und dort Unglaubliches erlebte, könnte leicht in Versuchung gerathen den Pandurenobristen mit einem seiner Verwandten zu verwechseln.

Zur Erklärung möge nun Folgendes dienen.

Zwei Glieder der Familie Trenk wurden im vorigen Jahrhunderte durch ihre merkwürdigen Schicksale bekannt, sie waren die Söhne zweier Brüder, folglich Geschwisterkinder oder wie sie sich selbst nannten »Vettern«.

Der eine von ihnen war unser Pandurenobrist Franz von der Trenk, der andere hieß Friedrich von der Trenk.

Ersterer war dem Glauben nach Katholik, der Letztere Protestant.

Der Erstere wurde gewöhnlich der österreichische Trenk, der Letztere der preußische Trenk genannt, denn er diente als Garde du corps unter den Augen Friedrich des Großen.

Vor Kolin und bei einigen anderen Affairen im Erbfolgekrieg standen sich die beiden Verwandten als Feinde gegenüber.

Eine Liebschaft des preußischen Trenk mit der Schwester Friedrich des Großen zog ihm die Verfolgungen des Königs zu, er kam auf die Festung Glatz, später nach Magdeburg, wo er durch zehn Jahre jene merkwürdige leidensvolle Gefängnißepoche verlebte, die er in seiner Lebensgeschichte ausführlich beschreibt, und die ihn auf eine Zeit lang zum Mann des Tages und der Mode machte.

Aus Preußen verwiesen kam er nach Oesterreich, wurde hier Rittmeister, dann Major und machte sich noch unter Kaiser Josef durch seine freisinnigen Schriften eben so bekannt, wie durch seine Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen.

Erst unter Kaiser Leopold setzte er sich mit der Regierung auf guten Fuß, worüber seine »Rede am Huldigungstage Leopold II.« *), die er als österreichischer Landstand hielt, Zeugniß gibt.

Während der Schreckensepoche in Frankreich kam er nach Paris, wo er einer Mission gegen die Republik beschuldigt — ob mit Recht oder Unrecht ist nicht aufgeklärt — im Juli 1794 guillotinirt wurde **).

Der Pandurenobrist Franz von der Trenk ist also nicht mit seinem Vetter Friedrich von der Trenk zu verwechseln.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir zu dem Gefangenen auf dem Spielberg zurück.

Dem Obristen waren zwei jener Gemächer angewiesen

*) Am 6. April 1790.

**) Friedrich von der Trenk wurde bereits zu Helden zahlreicher Romane benützt; auch in meinem Roman: »Die Rosenkreuzer in Wien« spielt er eine Rolle.

worden, die von jeher für verurtheilte Officiere höheren Ranges bestimmt waren.

Man darf nicht vergessen, daß Trenk nicht wegen Hochverrath zur ewigen Haft auf dem Spielberg verurtheilt wurde; sein Eigenthum blieb unconfiscirt, er selbst wählte den Hofrath von Kempf und seinen Freund den Baron Pejaczewics zu Administratoren seiner Güter und seines Vermögens; es war verfügt, daß ihm von Seite seiner Beamten alljährig die Rechnung über Gebarung seines Eigenthums zugesendet werde, er konnte daher mit seinem Vermögen nach Belieben disponiren.

Die Haft des Pandurenobristen war demnach in der Form eine Strafe, in Wahrheit aber nur eine Sicherstellung seiner Feinde vor seinem gefährlichen Grimm und seinem ungezügelten Haß.

Was wir später erzählen, wird diese Angabe noch mehr verdeutlichen und den Character des Baron Trenk erst ganz in sein wahres Licht setzen.

Commandant der Citadelle Spielberg war damals der Oberst Baron Kottulinski.

Daß Baron Trenk in großer Aufregung in der Citadelle anlangte, läßt sich leicht vermuthen, er besänftigte sich jedoch in etwas, als er vernahm, daß man ihn seinem Range gemäß behandeln werde.

Man nahm ihm die Fesseln ab, titulirte ihn mit »Herr Obrist« und behandelte ihn mit Aufmerksamkeit.

»Ich bin beauftragt,« sagte der Commandant zu ihm, »alle mögliche Rücksicht walten zu lassen, wie sie hier jedem Officier zu Theil wird, der sich keines gemeinen Verbrechens oder keines Hochverraths schuldig gemacht hat.«

Darauf antwortete Trenk mit echt soldatischer Gradheit:

»Wenn man mich meinem Vergehen gemäß behandelte, so müßte man mich augenblicklich in Freiheit setzen und mir die 80.000 Gulden vergüten, die man mir aus dem Säckel gestohlen hat, von dem, was ich außerdem erlitten, gar nicht zu sprechen.«

Der Commandant zuckte die Achseln und antwortete:

»Darüber zu entscheiden ist nicht meine Sache, ich halte mich blos an meine Instruction.«

»So thut jeder Soldat.«

»Ich ersuche Sie daher, Herr Baron, den Ort wo Sie sich befinden, zu berücksichtigen, und mich nicht zu strengen Maßregeln zu zwingen, die mir im Falle einer Renitenz vorgeschrieben sind.«

Jetzt zuckte Trenk die Achseln und kehrte dem Commandanten den Rücken.

Die Wohnzimmer des Barons boten in ihrer Einrichtung nur das Nothwendige; ein Feldbett, ein Tisch, zwei Stühle und ein Schrank bildeten die Möbeln; der Gefangene konnte seine Wohnung nicht nach Willkür verlassen, denn vor der schweren Eisenthüre stand eine Schildwache, eben so eine unter seinen Fenstern, die überdies noch mit dicken Eisenstangen vergittert waren.

Auf dem täglichen Spazirgange, der dem Obristen im Hofe der Citadelle oder in der Kehle einer Bastion gestattet war, mußte er sich von einem Unterofficier begleiten lassen.

Schreiben und lesen war ihm gestattet, doch gingen alle Briefe, die er empfing oder absandte, durch die Hände des Commandanten.

Die Bedienung des Obristen, die sich freilich wieder nur auf das Nothwendigste beschränkte, besorgte ein Schlie-

ßer, ein alter Soldat, der unter dem Prinzen Eugen die Feldzüge in Italien und gegen die Türken mitgefochten hatte.

Als er dem Pandurenobristen zum ersten Male gegenüberstand, gewahrte dieser mit Wohlgefallen einen Menschen vor sich, der ihn an körperlicher Größe fast überragte.

»Wie ist dein Name?« fragte er den Schließer.

»Mathias Nohawiczka.«

»Wie alt?«

»Dreiundsechzig Jahre.«

»Wo gedient?«

»Bei Kronsfeld Dragoner.«

»Blessuren?«

»Sechs Stück, darunter Eine durch und durch.«

»Ich bin zwar als Soldat nicht so alt wie Du, schmeichle mir jedoch, eben so tapfer gefochten zu haben.«

»Hab davon gehört, Herr Obrist, und respectire Sie dafür.«

»Du wirst also fleißig an mich denken?«

»So fleißig, als die Instruction es befiehlt.«

»Gut, wir wollen sehen, wie weit deine Instruction reicht.«

Trenk ließ mehrere Tage verstreichen, zwang sich zur Passivität und begnügte sich mit dem, was man ihm anbot. Er lauerte, sondirte.

Eines Tages als sein Wärter ihm das Mittagmahl brachte, sagte der Pandurenobrist zu ihm:

»Nohawiczka, ich werde Dir was anvertrauen!«

»Herr Obrist befehlen?«

»Deine Instructionen gefallen mir nicht.«

»Instructionen sind nicht da, um zu gefallen, sondern um befolgt zu werden.«

»Du hast recht; allein man kann Manches thun, ohne gerade seinen Instructionen untreu zu werden. Sag mir, warum bist Du so wortkarg?«

»Weil meine Instruction lautet, mit Ihnen nur das Nothwendigste zu sprechen . . .«

»Verbietet sie Dir auch, mich anzuhören?«

»Oh nein, Sie können in meiner Gegenwart sprechen, so viel als Ihnen beliebt.«

»Angenommen, ich machte davon Gebrauch, würdest Du das, was Du von mir hörst, weiter erzählen?«

»Das befiehlt meine Instruction nicht.«

»Du würdest also schweigen? auch dem Commandanten gegenüber?«

»Ja, auch ihm gegenüber,« lautete die entschiedene Antwort.

Trenks Auge leuchtete.

»Nohawiczka,« sagte er, »Du bist ein braver Mann und sollst dein Schweigen nicht zu bereuen haben. Doch sag mir, würdest Du es auch nicht weiter erzählen, wenn ich mit Dir von einer Flucht spräche?«

»Nein, ich würde auch in diesem Falle schweigen; aber ich würde meine Aufmerksamkeit verdoppeln, und wenn ich Ihre Flucht wahrnähme, würde ich Ihnen eine Kugel durch den Leib jagen, so lautet meine Instruction.«

Trenk stürzte aus seinen Himmeln herab, die er bereits offen zu sehen glaubte.

Nach kurzem Ueberlegen erkannte er, daß er diesem Menschen trotz seiner Versicherung nicht trauen dürfe, denn wenn auch der alte Soldat sich nicht zum Spion herabwür-

digte, war er doch entschlossen, seine Schuldigkeit zu thun und der Pandurenobrist zweifelte nicht im Geringsten, daß er jenes Anerbieten zurückweisen und jeder Bestechung Trotz bieten würde.

Von diesem Tage an vermied der Gefangene mit seinem Wärter über ähnliche Dinge zu sprechen, ohne indessen seinen geheimen Plan aufgegeben zu haben.

Wir sprechen von Planen, ohne ihrer bis jetzt erwähnt zu haben.

War dies nothwendig? Konnte nicht jeder bei einem Character wie Trenk voraussetzen, daß er die Citadelle nur mit dem Gedanken betrat, der unverdienten Haft so bald als möglich zu entfliehen und der Macht seiner Feinde sich zu entziehen?

Die gute Behandlung sänftigte wohl seine Wuth, allein seine Rachsucht hatte von ihrer früheren Stärke noch nichts eingebüßt, ihr Einfluß auf seine Handlungen war noch der alte; um aber diesem Gefühle Befriedigung zu verschaffen, mußte er vor Allem in Freiheit sein, er mußte dem Spielberg entfliehen.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn unaufhörlich und da er ohne Mühe erkannte, daß eine Flucht aus der Citadelle ohne Einverständniß und Mithilfe von Außen an die Unmöglichkeit grenzte, so richtete er sein ganzes Sinnen vorerst darauf, sich Vertraute zu verschaffen.

Sein erster Versuch mit Nohawiczka mißlang, er begann daher eine andere Person zu suchen.

Seine fortwährend mit diesem Gegenstande beschäftigten Gedanken weckten bei ihm die Erinnerung an jene Scene, die er mit Schwedenborg im Stockhause zu Wien erlebte.

Damals bot ihm der Assessor die Möglichkeit zur Flucht, er aber wies den Antrag zurück.

»Meinem Auge,« äußerte darauf der Seher, »ist's gegönnt in die Zukunft zu blicken, und ich sehe den Tag, wo Sie gerne fliehen würden, ohne es im Stande zu sein!«

Dieser prophetischen Worte entsann sich jetzt der Pandur.

»Was mir jener räthselhafte Mensch noch geweissagt,« sprach er bei sich, »ist bisher immer eingetroffen, sollte er mit dieser Prophezeiung die Unmöglichkeit einer Flucht aus meinem jetzigen Kerker gemeint haben? Nein, ich glaube es nicht, und wenn auch, so soll er diesmal mit seinem Prophetenthum zu Schanden werden. Ich werde ihm beweisen, daß ich von hier loskomme, trotz Schloß, Gitter und Mauer, trotz Löwenwalde und Schwedenborg. Eine Flucht aus dem Stockhause in Wien hätte mich in den Augen der unparteiischen Welt nur verdächtigt, weil damals mein Buch noch nicht erschienen, mein Urtheil noch nicht gesprochen war, jetzt aber ist die Flucht eine Nothwendigkeit zur Herstellung meiner Ehre, ich muß es der Welt wieder erzählen, daß kein Verbrechen, sondern blos die Furcht meiner Feinde mich auf den Spielberg gebracht hat.

»Eine und dieselbe Handlung kann eine Thorheit und eine Weisheit sein, wenn sie in zwei verschiedenen Lagen des Lebens begangen wird,« so sagte ich im Stockhause zu dem schwedischen Assessor und so ist es auch, eine Flucht damals wär eine Thorheit gewesen, eine Flucht von hier ist das Klügste, was ich unternehmen kann!«

Der Pandurenobrist hatte in Bezug auf die Person, die er zum Vertrauten und Gehilfen seiner Flucht wählen und für sich gewinnen wollte, noch keinen Entschluß gefaßt, als das folgende merkwürdige Ereigniß sich zutrug.

Trenk nahm aber sein Mittagsmahl zu sich.

Er war wie immer allein, denn sein Wärter, nachdem er den Tisch servirt hatte, entfernte sich und kam erst nach Einer Stunde wieder, um das Geschirr abzuholen.

Während nun der Baron bei diesem Mahle sein Brotleibchen, daß er täglich erhielt, entzwei brach, entdeckte er in der Mitte desselben ein Papierröllchen, welches er höchst verwundert entfaltete.

Die Verwunderung machte bald einem freudigen Staunen Platz, als er folgende Zeilen zu lesen bekam:

»Herr Obrist!«

»Eine Person, die Sie nicht kennen, die Ihnen aber trotzdem sehr attachirt ist, wünscht Ihnen zu dienen und sich um Ihre Person Meriten zu sammeln.

»Refüsiren Sie mein devotes Anerbieten nicht, und Sie sollen von mir jede mögliche Assistenz erhalten; daß ein Cavalier, wie Sie, sein ganzes Leben lang salva venia ein Gefangener bleiben sollte, das wäre für den Löwenwalde eine zu große Satisfaction, die ihm nimmermehr zu Theil werden darf.

»Lassen Sie mir einige Zeilen zukommen und insinuiren Sie mir Ihre Ideen.

»Damit mir aber die Antwort ganz sicher zukomme, verfahren Sie wie folgt:

»Sie schreiben auf einem Papierstreifen gerade so groß wie der meinige, rollen ihn zusammen und stecken das Röllchen salva venia in den Korkstöpsel Ihrer Weinflasche, die ich zu diesem Behufe bereits präparirt habe, damit der Nohawiczka nichts entdecke.

»Meine nächste Antwort werden Sie ebenfalls im Kork-

stöpsel finden; denn die Aufbewahrung im Brote ist mit zu vielen Umständen verbunden.

»Ihr Anhänger.«

Der Inhalt dieser Zeilen versetzte den Baron in eine unglaubliche Unruhe; er unterbrach das Mahl, erhob sich vom Tisch und machte mehrere Gänge durch die Stube.

Er fühlte kein Bedürfniß mehr nach Speisen, seine Gedanken schweiften weitaus nach allen Richtungen.

Wer war der Anhänger, der ihm Hilfe zusagte? Befand er sich persönlich in der Citadelle, oder war's ein zweiter Verbündeter, durch dessen Vermittlung die Correspondenz befördert wurde? Hatte etwa der schwedische Assessor die Hände im Spiele? Oder war es darauf abgesehen, ihn durch eine Verrätherin zu verlocken, daß er sich durch eine Unvorsichtigkeit noch tiefer im Unglück verwickle?

Diese und noch unzählige ähnliche Fragen stellte der Baron an sich, ohne daß er nur auf Eine davon eine befriedigende Antwort fand.

Eine halbe Stunde verstrich schnell, und wollte er noch heute eine Antwort absenden, so mußte er sich beeilen, damit er zu Stande kam, bevor Nohawiczka zurückkehrte.

Er schrieb daher rasch folgende Zeilen:

»Unbekannter Freund!

»Ich werde nicht ermangeln, Ihnen meine Ideen mitzutheilen, sobald ich nur weiß wer Sie sind und was Sie bewegt, sich für mich zu interessiren.

»Gelingt was Sie beabsichtigen, so sollen Sie es nicht bereuen, einem Unglücklichen beigestanden zu haben.«

Das Papier wurde zusammengerollt, in die von unten nach aufwärts angebrachte cylindrische Aushöhlung des Stöpsels geschoben, und damit die Rolle nicht herausfalle,

wurde die Mündung der Aushöhlung mit gekautem Brote verpickt.

Der Oberst warf sich auf's Bett und schützte, als sein Wärter kam und das Mahl fast unberührt fand, Unwohlsein vor.

Da kein Paragraph in Nohawiczka's Instruction dem Gefangenen das Kranksein verbot, so sprach der alte Soldat sein Bedauern wegen des Unwohlseins des Herrn Obristen aus, räumte was er vor einer Stunde gebracht hatte in seinen Korb, und entfernte sich.

Trenk war wieder allein und las das erhaltene Zettelchen zu wiederholten Malen, er studirte die steife, eckige Schrift, die eine schwere ungeübte Hand verrieth, doch fand er keinen Anhaltspunct, der ihn auf die Spur des Schreibers geleitet hätte, und es erübrigte ihm nichts, als sich bis zum nächsten Billet zu vertrösten.

Er fand dies erst beim zweiten Mahle, nachdem er zwei Tage voll Unruhe und Ungeduld und zwei beinahe schlaflose Nächte verbracht hatte.

Die zweite Zuschrift lautete:

»Hochgeehrter Herr Obrist!«

»Wenn ich Ihnen meinen Namen auch notificiren würde, es würde Ihnen nichts frommen, indem er Ihnen völlig unbekannt ist.

»Mein Attachement zu Ihnen hat zwei Gründe.

»Primo, bin ich des Löwenwalde Todfeind, sintemalen er — Löwenwalde — auch an mir maliziose gehandelt hat. Was er mir angethan, werden Sie erfahren, wenn wir einmal mündlich conferiren.

»Secundo, hoffe ich von Ihnen, wenn meine Intention gelingt, eine gnädige Remuneration, denn Sie als Cavalier werden doch einem Menschen, der sich Ihretwegen so großer Gefahr unterzieht, salva venia nicht unerkenntlich sein.

»Wer ich bin, das könnte ich wohl entdecken, allein die Fürsicht gebietet mir zu schweigen, um mich im Falle des Mißlingens nicht zu compromittiren.

»Bitte, Herr Obrist, mir nicht mißzutrauen, denn ich bin eine ehrliche Person, und wenn Sie später erfahren, wie ich's angestellet habe, um die Correspondenz zwischen uns zu ermöglichen, so werden Sie mir sicher attestiren, daß ich nicht nur ehrlich bin, sondern auch schlauch, sehr schlauch.

»Bitte um gnädige Antwort.«

Die Antwort des Pandurenobristen lautete hierauf folgender Weise:

»Ich billige Ihre Vorsicht und vertraue Ihnen, obwohl ich nicht weiß, wer Sie sind. Das Vertrauen eines Unglücklichen mißbrauchen ist doppelt schändlich, und sothane Action glaub ich Ihnen nicht zumuthen zu dürfen.

»Was die Remuneration anbelangt, so rechnen Sie mit Sicherheit darauf, ja, noch mehr, sollten Sie jetzt schon einiges Geld benöthigen, so geben Sie mir die Möglichkeit, es Ihnen zuzumitteln und Sie sollen es erhalten, denn ich bin leider Gottes zur Erkenntniß gekommen, daß man, wenn man aus dem Unglücke herauskommen will, mit dem Gelde nicht sparen darf.

»Da ich Ihre Rettungs- und Hilfsmittel nicht kenne, mit einem Worte, da mir das Terrain, wo Sie campiren, völlig unbekannt ist, so vermag ich auch für uns keinen Schlachtplan zu entwerfen, oder Ihnen zur Ausführung

dessen schon jetzt Rathschläge zu ertheilen, wenn Sie mich jedoch von Ihrer Lage, Stärke und von Ihren Verbindungen näher instruiren, werde ich Ihnen meine Gedanken mittheilen.

»Vor der Hand muß Ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein, daß unsere Correspondenz unverdächtigt fortbestehe.«

Das Schwierigste für einen Gefangenen, der sich mit Ideen, wie die des Pandurenobristen herumträgt, war gefunden. Die Verbindung mit der Welt außerhalb des Kerkers war angeknüpft und nun mußte der Plan erfunden werden, um jene Ideen zur Ausführung zu bringen.

Da dies wegen der dabei unumgänglichen, höchsten Vorsicht, ferner wegen des jedesmaligen Abwartens günstiger Momente, nicht das Werk von wenigen Tagen ist, so wollen wir einstweilen nachholen, was dem Leser zur vollkommenen Einsicht in die Situation zu wissen nöthig ist.

III.

In welchem der Leser erfährt, wie der schlaue Herr Rudolf, von seiner Gattin unterstützt, bisher manövrirt hat.

Der Ex-Grenadier und Ex-Kammerdiener beeilte sich das Rachewerk — die Flucht des Pandurenobristen — zu beginnen.

Der erste Schritt hiezu war, daß er sich mit Trenk ins Einverständniß zu setzen trachtete, dies bewerkstelligte er in folgender Weise.

Als ehemaliger Grenadier fand er unter den Soldaten der Brünner Garnison mehrfach alte Bekannte, mit denen er das einst bestandene freundschaftliche Verhältniß erneuerte.

Die Wachen der Citadelle wurden von der Brünner Garnison bestritten, Rudolf konnte daher leicht bei seinen Freunden über die inneren Verhältnisse des Spielberges Erkundigungen einziehen.

Er that dies so weitläufig und gleichgiltig, daß die Soldaten von seiner Absicht keine Ahnung hatten.

Bei diesen Erkundigungen erfuhr nun der Schlaue, daß ein verwitweter Feldwebel, mit dem er jahrelang in einer Compagnie gedient, auf dem Spielberge die Stelle eines Proviantmeisters begleite und nebstbei ein sehr rentables Schankgeschäft für die Wachen und freie Mannschaft betreibe,

wobei ihm sein Töchterlein, Brigitta geheißen, sehr wohl zu statten kam.

Rudolf machte sich sogleich auf den Weg, um die Bekanntschaft mit seinem einstigen Vorgesetzten zu erneuern.

Als einem ehemaligen Soldaten wurde es ihm nicht schwer bis zu Herrn Josef Bergl, so hieß der Proviantmeister, zu dringen und sich ihm zu repräsentiren.

Der Feldwebel, eine alte Kriegsgurgel mit einem kupfrigen Gesichte, machte ein paar große Augen, als er seinen einstigen zweiten Flügelmann vor sich aufmarschiren sah.

»Million Donnerwetter!« gurgelte er, »seid Ihr es leibhaftig, oder ist's ein Anderer, der Euch so ähnlich ist, wie eine Kanone der andern —«

»Ich bin es, Herr Feldwebel . . .«

»Gewesen, Feldwebel gewesen,« kollerte es aus der offenbar zu strapazirten Kehle des Alten, »nunmehro bin ich wohlbestallter kaiserlicher Proviantmeister . . .«

»Also, Herr Proviantmeister . . .«

»So ist's und Ihr, wie stehts mit Euch? Nicht mehr Militär?«

»Wie Ihr seht, ich bin Civilist. Graf Löwenwalde hat mich aus dem Bataillon zu sich genommen . . .«

»Erinnere mich davon gehört zu haben. Graf Löwenwalde ist ein Ehrenmann, ein braver Mann.«

»Ich werde seine Güte nie vergessen, er hat für mich gesorgt, wie ein Vater, und ich werde ihm dafür ewig dankbar sein.«

Der Schlaue sprach diese Worte mit frommer Salbung. Herr Bergl reichte ihm dafür die Hand und sagte:

»So ist's recht, Ihr waret immer ein Mann von guter

Conduite und habt niemals auch nur Einen Jagdhieb *), vielweniger eine Strafe bekommen. Und jetzt, was tentirt Ihr jetzt?«

»Jetzt bin ich salva venia verheiratet und wohne hier in Brünn . . .«

»Verheiratet? So ist's recht, Ihr seid schon groß genug dazu. Nun, freut mich. Heh Brigitte, bring eine Flasche herein, da ist ein alter Bekannter, mit dem ich Eine leeren muß. Setzt Euch und laßt uns von der guten alten Zeit schwatzen; was sagt Ihr zu meinem Kinde, ist das ein großes schmuckes Mädl geworden! Ihr werdet Euch noch des kleinen Balges erinnern, der dazumal den Grenadieren zwischen den Beinen herumlief, seht sie Euch jetzt an, das ist jener Balg!«

Rudolf grüßte das schmucke Kind sehr freundlich und er sagte:

»Fürwahr, Meister Bergl, Ihr könnt Euch gratuliren, solch kostbaren Schatz als Kind zu besitzen; hätt' ich davon gewußt, bevor ich meine theuere Ludmilla salva venia ehlichte, meiner Treu, ich hätt' mich Euch sammt meinen Tausenden zum Schwiegersohne angetragen.«

Brigitte, eine schlanke Brünette, der man die militärische Abstammung aus den Augen herauslesen konnte, schielte nach dem Freunde Ihres Vaters und schmunzelte.

Der Proviantmeister gurgelte:

»Tausend Schock Schwerenoth! warum habt Ihr Euch früher nicht umgesehen? Der Preuß soll mich holen, ich hätt' sie Euch gegeben mit sammt meinem väterlichen Se-

*) Jagdhiebe nannte man ehedem jene Streiche, die der Corporal dem Gemeinen mit dem Stock versetzen durfte.

gen und ihrem mütterlichen Erbtheil, was keineswegs zu verachten ist.«

»Wie mir's scheint,« ergriff jetzt das Soldatenkind die Rede, »lebt der Vater in Angst, daß ich sitzen bleib; wenn mir's recht ist, bin ich doch erst neunzehn Jahre alt, hab' also zum Heiraten noch immer Zeit . . .«

»Gut parirt, Jungfer,« lachte Rudolf, »meine Gesponsin wird große Freude haben, wenn sie Euch kennen lernt, darum lad ich Euch und den Herrn Vater ein, auch uns zu besuchen.«

Der Proviantmeister nahm die Einladung gerne an, und versprach, als der Schlaue sich eine Stunde später zum Weggehen anschickte, den Besuch bei nächster Gelegenheit zu erwiedern.

Rudolf eilte froh nach Hause und theilte seiner Gattin das günstige Ergebniß mit. Ludmilla versprach, ihn sobald der Proviantmeister mit seiner Tochter sich einfinden würde, auf's Wirksamste zu unterstützen.

Herr Bergl und Brigitte erschienen schon in den nächsten Tagen, der Empfang war der freundlichste, die Bewirthung ließ nichts zu wünschen übrig.

Ludmilla entfaltete ihre ganze Liebenswürdigkeit, um das Soldatenkind in das Netz ihrer Freundschaft zu ziehen und verfuhr dabei so klug und zweckgemäß, daß Brigitte von ihr ganz eingenommen, den Heimweg antrat.

Die wechselseitigen Besuche wiederholten sich und es entspann sich, worauf es das listige Ehepaar angelegt hatte, ein freundschaftliches Verhältniß, welches besonders die beiden Frauenzimmer immer enger und enger verband, so daß endlich zwischen ihnen das innigste Vertrauen Platz

griff und fast kein Tag verging, wo sie nicht entweder in der Wohnung der Einen oder der Andern zusammenkamen.

In diesen vertraulichen Stunden lenkte Ludmilla das Gespräch oft auf die vornehmeren Gefangenen der Citadelle, dabei natürlich auch auf Baron Trenk.

Zu ihrer innigsten Freude vernahm sie, daß Brigitte von dem Obristen mit warmer Theilnahme sprach und damit eine Sympathie verrieth, die ihr, der schlauen Verführerin, wohl zu statten kam.

Sie hatte damit ein Stückchen Boden entdeckt, auf welchem sie mit Erfolg weiter bauen konnte. Das geschah denn auch.

Ludmilla erzählte von dem Baron eine Menge der einnehmendsten Züge, was Alles sie von ihrem Gatten gehört zu haben vorgab, schilderte ihn als Helden und Liebhaber, sprach von seinen unermeßlichen Reichthümern und malte sein Bild so vortheilhaft aus, daß Brigittens Interesse von Tag zu Tag für ihn zunahm.

Die Tochter des Proviantmeisters ahnte in ihrer Unbefangenheit und angebornen Gradheit den Schlangenodem der Verführerin nicht und sog die süßen Worte wie Manna ein.

Bei einer ihrer vertraulichen Unterhaltungen kam die Rede auf die Verbrechen, welche den Baron Trenk auf den Spielberg gebracht haben mochten.

Ludmilla behauptete, der Obrist schmachte unschuldig im Gefängnisse, er habe nichts begangen, als daß er die Hand eines Fräuleins zurückwies, deren Vater, ein Mächtiger am Hofe der Kaiserin, für die Zurücksetzung seines einzigen Kindes sich dadurch rächte, daß er den Pandurenobristen bis auf den Spielberg brachte.

»Der Baron,« sagte die Gattin des Herrn Rudolf, »könnte jeden Augenblick aus seiner Haft zu Würden und Ehren emporsteigen, wenn er jenem Fräulein seine Hand reichen würde, allein er hat sichs in den Kopf gesetzt, ein einfaches Soldatenkind zu sich emporzuheben und duldet lieber Kerker und Schmach bevor er diese Idee aufgibt.«

»Wer wird die Glückliche sein, welcher einstens dieses Loos zu Theil wird?« fragte Brigitte.

»Gewiß eine solche, der es gelingen wird, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.«

»Ach, wenn mir dies gelänge!«

Ludmilla schien diese der Freundin entschlüpfte Aeußerung nicht zu beachten und meinte, in diesem Augenblicke würde man sich um den Obristen das größte Verdienst erwerben, wenn man ihm die Flucht vom Spielberge ermöglichte.

Da das Thema einmal angeschlagen war, so wurde es nach allen Richtungen besprochen und das Resultat der Unterhaltung war eine geheime Verabredung, in welcher man festsetzte, wie die Unterhandlung mit dem Obristen anzuknüpfen sei.

Rudolf wurde als Secretär ins Vertrauen gezogen, Brigitte übernahm das erste Briefchen; da sie dem Gefangenen die Speisen zu besorgen hatte, so konnte sie leicht die Vermittlerin der geheimen Correspondenz werden und bewerkstelligte dies, ohne den Wärter Nohawiczka, den sie recht wohl kannte, in's Vertrauen zu ziehen.

Wir sahen bereits, wie glücklich der Schriftwechsel geführt wurde, wir werden auch bald erfahren, welches Ergebniß er zur Folge hatte.

Das Glück schien den Pandurenobristen noch nicht verlassen zu haben, er fand sogar auf dem Spielberge Freunde.

IV.

Eine Begegnung, welche Ludmilla Gelegenheit verschafft, ihr Talent abermals glänzen zu lassen.

Seitdem der Racheplan des Exgrenadiers so glücklich eingeleitet war, trug Herr Rudolf seine Nasenspitze noch um zwei Zoll höher, was bei einem Manne, der ohnedem über sechs Schuh maß, nicht wenig sagen will.

Der Große war stolz auf seine Schlauheit, auf seinen Erfindungsgeist; er blickte mit doppeltem Vergnügen auf seine Gattin, erstens weil sie reizend und zweitens weil sie fast so schlau war wie er!

Was die verschiedenen Affairen betraf, die Ludmilla bereits im Militari mitgemacht, so hatte sich der ehemalige Grenadier schon lang darüber hinaus gesetzt, ja noch mehr, er gedachte sogar der furiösen Inclination für den Edlen von Nedorost nicht mehr, kurz er war glücklich.

Auch Ludmilla zeigte sich vergnügt. Die Intrigue beschäftigte sie vollauf, die Hoffnung auf ein reiches Geschenk von Seite des Pandurenobristen, belebte ihren Eifer, wenn er zu erlahmen drohte.

Auf einem der Gänge, welche Ludmilla in die Citadelle machte, wurde sie von einer unerwarteten Begegnung überrascht, die sie in große Verlegenheit versetzte.

In Gedanken versunken, wandelte sie achtlos ihren Weg als plötzlich von der Seite her eine Frauenstimme zu ihr drang, welche sie mit dem Namen Fräulein von Werin, Fräulein von Werin! anrief.

Ludmilla glaubte vor Schrecken in den Boden sinken zu müssen, als sie das Fräulein von Werhotitz auf sich zueilen sah.

Die Leser werden sich erinnern, daß Ludmilla als Kranke bei den Elisabethinerinnen in Wien den Namen eines Fräuleins von Werin führte, Roswitha wähnte nun diese vor sich zu haben und Ludmilla fühlte augenblicklich die Nothwendigkeit, entweder die angenommene Rolle fortzuspielen oder das Edelfräulein mit einem neuen Lügengewebe zu täuschen.

Sie entschloß sich zum Letzteren.

Nachdem der erste Schreck, der in den Augen des arglosen Edelfräuleins für einen hohen Grad von Ueberraschung galt, vorüber war, bemeisterte sich die junge Frau, spielte die Ungläubige und sagte:

»Ich weiß wahrhaftig nicht, soll ich meinen Blicken trauen oder nicht? Sind Sie die ehrwürdige Schwester aus dem Krankensaale der Elisabethinerinnen oder . . . .«

Roswitha unterbrach sie:

»Ich bin es, meinem Vater wiedergegeben lebe ich schon seit Monaten im väterlichen Hause, dem Herrenhofe zu Frainspitz.«

»Hatten Sie das Klostergelübde noch nicht abgelegt?« fragte Ludmilla die Rolle der Unwissenden fortspielend.

Die grambleichen Wangen Roswitha's färbten sich

ein wenig und verriethen die Verlegenheit des Edelfräuleins.

Die Frage verneinend sagte sie schwer aufseufzend:

»Ich überstand das Probejahr nicht, des Vaters Wille rief mich heim . . . doch wie kommen Sie hieher?«

»Ich wohne hier,« antwortete Ludmilla, »und bin bereits vermält.«

»Vermält?« fragte Ludmilla noch mehr erstaunt.

»So ist es,« versetzte die junge Frau, »ich bin vermält, durch die Gnade Ihrer Majestät der Kaiserin.«

Und nachdem sie dem Edelfräulein einige Momente Zeit gelassen, über diese außergewöhnliche Wendung eines Menschenschicksals nachzudenken, fuhr sie fort:

»Sie werden sich erinnern, daß ich eines Tages plötzlich aus dem Kloster entfernt wurde, ohne daß ich noch vollkommen genesen war. Man brachte mich in eine Privatwohnung und der Leibarzt der Kaiserin erschien an meinem Krankenlager. Von ihm erfuhr ich, daß mein Unglück endlich zu dem Throne Ihrer Majestät gedrungen und daß ich mich des allerhöchsten Schutzes zu erfreuen habe. Dieses höchst glückliche Ereigniß trug nicht wenig zu meiner raschen Genesung bei; es wurde mir die hohe Gnade zu Theil, vor Ihrer Majestät einen Fußfall machen zu dürfen.

»Die Kaiserin redete mich huldvoll an:

»Ich habe bereits von dem großen Unglücke gehört,« sagte sie, »welches Ihre Familie und Sie betraf; die Schlesier — dabei seufzte die hohe Frau — waren mir stets sehr theuer und wenn auch ein böser Mann mich um das liebe Land gebracht, so weiß ich doch die schlesische Treue für ein angestammtes Kaiserhaus zu schätzen. Sie ist sehr unglücklich, ich werde Ihr helfen. Sie steht allein auf der Welt, ich

werde Ihr einen Mann und diesem Mann aus dem Kammerbeutel eine Pension geben. Ist sie damit zufrieden?«

»Euer Majestät, stammelte ich auf's Höchste überrascht . . .

»Der Mann war Officier,« fuhr die Kaiserin eifrig fort, »hat den Dienst wegen leichter Blessuren quittirt und treu gedient; außerdem ist er Patriot und sehr fromm; was sein Alter und Aussehen betrifft, wird Sie keinen Grund zur Unzufriedenheit haben; kurz und gut, ich seh's nicht gerne, wenn ledige Frauenzimmer alleweile allein in der Welt herumlaufen.«

»In meiner Verlassenheit,« fuhr die gewandte Lügnerin fort, »konnte ich es nicht wagen, die kaiserliche Gnade zurückzuweisen, ich verfügte mich in meine Wohnung und kaum eine Stunde später erschien mein jetziger Gatte und kündigte mir an, daß er auf Wunsch der Kaiserin gekommen sei, mich zu ehelichen. Ich wurde die Gattin des Ehrenmannes, seine Zärtlichkeit und Anhänglichkeit waren Balsam für die Wunden, die ein Treuloser meinem Herzen schlug und ich lebe jetzt glücklich und zufrieden in dieser kleinen Stadt, wohin wir übersiedelten, um die kaiserliche Pension in Ruhe und Zurückgezogenheit zu genießen.«

Roswitha hörte diese keineswegs erfundene, wohl aber gefälschte Geschichte — Ludmilla erlaubte sich nämlich die List, sich fälschlich zur Hauptperson eines wirklichen Vorfalles zu machen — mit tiefer Rührung an.

Sie wünschte der jungen Frau Glück zu der glücklichen Aenderung ihres traurigen Geschickes und lud sie und ihren Gatten zum Besuch nach Frainspitz ein.

Ludmilla versprach natürlich, sich einzufinden, erkannte aber selbst bei der oberflächlichsten Erwägung die Gefahr, der

sie sich bei Anknüpfung eines freundschaftlichen Verhältnisses mit dieser Familie aussetzen würde, und gab das Versprechen mit dem Vorsatze, es nicht zu halten.

Roswitha wünschte das Fräulein noch heute mit ihrem Vater bekannt zu machen, Ludmilla schützte jedoch einen nothwendigen Gang vor und schied mit der Wiederholung ihres Versprechens.

Die Begegnung mit ihrer Nebenbuhlerin berührte die junge Frau nicht angenehm, sie lenkte deren Gedanken in die Vergangenheit zurück und weckte die Erinnerung an Guido.

Der Schmerz, den ihr die Erinnerung verursachte, wurde indessen durch eine Wahrnehmung reichlich aufgewogen.

Sie beobachtete das Fräulein von Werhotitz während des kurzen Beisammenseins auf der Straße und gewahrte die verderbliche Wirkung des Giftes, welches sie im Krankensaale in das Herz der Jungfrau gesenkt hatte.

Trauer umflorte das früher reine und lebhafte Auge des Edelfräuleins, Marmorbleiche deckte das abgehärmte Antlitz, der Gemüthszustand war tief herab gedrückt, das ganze Wesen zeigte den Ausdruck eines herben Kummers, der wie ein nimmermüder Wurm an der Wurzel ihres Lebens nagte.

»Sie ist unglücklich,« murmelte Ludmilla tückisch und schadenfroh, »und dieses Unglück ist mein Werk. Mag sie es sein und bleiben so lange sie lebt. Der Mann, den ich liebte, darf der ihre nicht werden, das ist nothwendig, damit meine Leidenschaft unter der Asche schlummere und nicht zu neuem Brande auflodere. Wenn mein Auge mich nicht täuscht, so wird sie dem Gram nicht lange widerstehen, sie siecht hin

und wird erliegen, dann erst werde ich vollkommen ruhig sein.«

Von ihrem Besuche bei der Tochter des Proviantmeisters heimgekehrt, erzählte sie dem Gatten das Zusammentreffen mit dem Fräulein von Werhotitz.

Rudolf war nicht minder betroffen wie früher seine Frau.

»Zum Teufel,« rief er, »was hat diese Person hier zu requiriren? Am Ende ist auch der von Nedorost . . .«

Ludmilla beschwichtigte den Gatten, dessen eifersüchtige Angst sich gleich regte und setzte ihn für den Fall eines unvorhergesehenen Zusammentreffens mit der Familie von der Nothlüge in Kenntniß, deren sie sich in Bezug auf seine frühere Stellung und ihre Vermälung bedient hatte.

»Deine Fürsicht,« meinte Rudolf, »verdient alles Lob, denn es wäre sonst leicht geschehen, daß ich, wenn ich mit denen von Werhotitz zusammentreffe, ganz contraire Reden führte, indessen ist es mir doch dolose, daß diese Werhotitz in unserer Nähe hausen; Satan könnte am Ende sein Spiel mit uns treiben und salva venia Dinge an das Tageslicht transportiren, die uns bekommen würden wie dem Hunde das Grasfressen und dem Ochsen das Kälbern. Kurz und gut, wenn man wo Pulver verschüttet hat, soll man nicht in die Nähe gehen, ansonst riskirt man, daß man in die Luft fliegt, von wo bekanntlich keine Treppe auf den sicheren Boden herabführt. Vergiß nicht, meine Theuere, daß das Zuchthaus salva venia immer offen ist zum Hineinspaziren, und immer geschlossen, wenn man heraus will. Seit wir die löbliche salva venia Keuschheitscommission in Wien so remarcabel mystificirten und zwei Unschuldige in Strafe gebracht

haben, gruselt's mir immer, wenn ich an das Zuchthaus denke.«

»Du wirst doch keine Angst fühlen?« fragte Ludmilla mit dem Tone der Geringschätzung.

»Der Himmel verhüte, ich ängstige mich nicht, mir ist's nur ein wenig unheimlich, ich fühle was man im Militär das Kanonenfieber nennt, im Civile könnt' man es das Zuchthausfieber nennen, bei dem man so wie bei allen Fiebern anfangs friert und nachher schwitzen muß.«

»Ich hoffe,« versetzte Ludmilla lächelnd, »es wird zum Schwitzen nicht kommen. Genug von dieser Kinderei, setze Dich an meine Seite und lies mir die letzten Zeilen des Obristen vor, die mir von Brigitte eingehändigt wurden.«

Herr Rudolf that, was seine Gattin wünschte.

Ludmilla war jetzt eben so eifrig daran, dem Baron Trenk zur Flucht zu verhelfen, wie sie als Fräulein von Schwerin getrachtet hatte, ihn als Hochverräther zu brandmarken.

V.

Vorbereitungen.

Der Tochter des Proviantmeisters gebührt das Lob, daß sie in dem beabsichtigten Unternehmen, ihre jugendliche Ungeduld zähmend, mit der größten Vorsicht zu Werke ging.

Sie besaß Verstand genug, um einzusehen, welche Gefahr ihr und ihrem Vater drohte, wenn das angesponnene Complott entdeckt würde; daß sie trotzdem daran Theil nahm, dazu trug zum Theil ihr Interesse für den Baron Trenk bei, zum Theil aber die Ueberredungskunst Ludmilla's.

Wir bitten unsere gefühlvollen Leserinnen, das Soldatenkind nicht falsch zu beurtheilen und ihr vielleicht gar einen großen Fond romantischer Liebe mit der unvermeidlichen Aufopferungsfähigkeit zuzumuthen; hätten wir die von uns erzählte Gefängnißsage, welche dies annimmt, als Quelle benützen wollen, wir würden wahrscheinlich den Dank manchen gefühlvollen Herzens, das sich gerne in idealen Kreisen ergeht, geerntet haben; wir sind jedoch gezwungen, darauf zu verzichten, die historische Wahrheit gilt uns mehr, als eine Liebesaffaire, die überdies nicht einmal den Vorzug der Neuheit besäße.

Unsere Brigitta fühlte Interesse für den Obristen, sonst aber nichts; Ludmilla verstand es, diese Theilnahme wach zu erhalten, indem sie den Eigennutz anregte und ins Spiel brachte.

Diese Motive sind nun in der That prosaisch, wir läugnen es nicht, allein sie sind wahr.

Wir sehen bei dem Baron Trenk, was auch psychologisch ganz richtig ist, wie um einen Menschen, der durchgehends nur dem Materialismus huldigte, sich wieder nicht etwa große Leidenschaften, denn sie sind fast immer poetisch, sondern nur niedrige Gefühle schaaren; die einzige geistige Potenz, die sich dem Obristen in Schwedenborg genähert hatte, stieß er zurück, um ja nicht aus seiner Sphäre gerissen zu werden.

Gegenüber von Brigitta behauptet Rudolf mit seinem Rachedurst wohl einen hervorragenderen Platz, doch erniedrigte auch ihn der Eigennutz, der bei ihm nebst der Rache thätig ist; es ist aber das Loos des Gemeinen, daß bei ihm selbst die höchste Leidenschaft oder das poetischeste Gefühl stets von irgend einer niedrigen Empfindung begleitet werde.

Die von Brigitta beobachtete Vorsicht lies oft zwei Wochen verstreichen, bevor sie dem Gefangenen ein neues Billet — wenn wir die beschriebenen, zusammengerollten Zettelchen so nennen dürfen — zumittelte, eine Frist, die dem Baron viel zu lange währte, und worüber er sich auch jedesmal seinem unbekannten Verbündeten gegenüber bitter beklagte.

Zu den unterschiedlichen Maßnahmen der Vorsicht, deren Brigitta sich befliß, gehörte auch eine besondere Aufmerksamkeit, die sie dem alten Nohawiczka, dem Wärter des Obristen, angedeihen ließ.

Die Proviantmeisterstochter kannte den Character des alten Soldaten, seine schwachen und starken Seiten.

Nohawiczka war das, was man im Militär einen »Dienstvogel« nennt, das ist Einer, der stets beflissen ist,

Alles zu thun, was der Dienst befiehlt; dieser Eigenschaft war jedoch auch eine starke Dosis »Pedanterie« zugesellt, welche den Diensteifer in so fern zügelte, daß sie ihm gleichsam als Wage diente und das Maß, wie weit er zu gehen habe, vorschrieb.

Aus diesem Gemisch von Diensteifer und Pedanterie entstand nun Nohawiczka's blinde Anhänglichkeit für Instructionen, seine merkwürdige Pünctlichkeit in der Erfüllung gegebener Befehle, die jedoch eben so wie sein Diensteifer plötzlich aufhörte, wo die Instructionen ein Ende nahmen.

Trenks Wärter kannte nur seine Instructionen, was diese nicht verboten oder anbefahlen, kümmerte ihn nicht; er war eine Maschine, die sich mechanisch im Kreise gegebener Instructionen bewegte, ohne von dem berührt zu werden, was außerhalb des Kreises lag.

Die schlaue Brigitta kannte ihren Mann recht gut und hütete sich, ihn ins Vertrauen zu ziehen, denn er wäre dem Complotte nicht beigetreten und seine Wachsamkeit hätte alle spätern Unternehmungen scheitern gemacht. Sie benützte ihn jedoch einstweilen als Boten, aber nur wie man eine Maschine gebraucht, die etwas verrichten muß, ohne zu wissen was.

Außerdem zeigte sie sich gegen ihn freundlicher als bisher; wenn er kam, die Speisen für den Gefangenen zu holen, scherzte sie mit ihm und neckte ihn, das gefiel der alten Kriegsgurgel und sie gab oft merkwürdige Töne von sich, die man eher für Alles halten konnte, als für Laute eines selbstgefälligen, aufgeschmeichelten Wohlbehagens.

Brigittens Freundlichkeit ging jedoch noch zahlreiche Striche höher.

Wir wollen den Lesern diesen Ausdruck gleich erklären.

Nohawiczka war ein großer Verehrer von Geist, das heißt, wenn er ihm in flüssigem Zustande zuströmte, bei solchen Gelegenheiten pflegte der alte Soldat stets seinen Mund zu öffnen, dem Geiste eine Richtung gebend, damit er nicht nutzlos in den Sand rinne.

Es ist aber eine merkwürdige Einrichtung in der Natur, daß derlei geistige Strömungen nicht umsonst zu haben sind, wie zum Exempel Sonnenschein, frische Luft und kaltes Wasser; der alte Nohawiczka war daher in die Nothwendigkeit versetzt, Geld herzugeben, wenn er sich geistig laben wollte; nun aber, das war ein anderer Eigensinn der Natur, besaß der gute Mann nicht so viel Geld als er Geist vertragen konnte, daher kam bei ihm die bedauernswerthe Nothwendigkeit zum Vorschein, daß er entweder auf die geistige Nahrung verzichten oder aber das Geld schuldig bleiben mußte.

Das Gemüth des alten Nohawiczka war nun derart beschaffen, daß er sich jederzeit lieber zu dem Letzteren entschloß, daher war auch sein Kerbholz bei Jungfer Brigitte — die, wie schon anderwärts erwähnt, in der Citadelle als Hebe hauste — stets mit einer langen Reihe von Strichen versehen, welche Passiva von Zeit zu Zeit zum Theil getilgt werden mußten, wenn er den Credit nicht ganz verscherzen wollte.

Die hübsche Marketenderin pflegte ihm, wenn er, was freilich zu oft geschah, ans Zahlen vergaß, das Kerbholz unter die Nase zu halten und dabei ein oder die andere Rede fallen zu lassen, die dem Schuldner eben nicht angenehm in die Ohren klang, wie zum Beispiel:

»Heh, da steht schon eine ganze Leiter, mir scheint Ihr

wollt den heiligen Jacob spielen und die Striche bis zum Himmel anwachsen lassen.«

Nohawiczka, ohne dem schönen Kinde die Vermischung des alten und neuen Testaments übel zu nehmen, zog nach solcher Mahnung gewöhnlich ein ledernes Beutelchen hervor, zählte einige Groschen auf den Tisch, nahm Brigittens weitere Bemerkung: »Zuviel Borgen verbietet meine Instruction!« ruhig hin und begnügte sich mit dem neuen Credit.

So war's ehedem.

In neuester Zeit, das heißt, seitdem die Proviantmeisterstochter complottirte, trat zu Gunsten der geistigen Angelegenheiten des Wärters eine große Veränderung ein.

Wir sagten oben: »Brigittens Freundlichkeit ging jedoch noch zahlreiche Striche höher.«

Damit meinten wir die Striche auf dem Kerbholz.

Nohawiczka wurde nicht müde Geist in sich aufzunehmen, ohne dafür zu zahlen, und die schöne Hebe ermüdete nicht, Striche in das Kerbholz zu schneiden, ohne den Mann der Instruction an seine Schuld zu mahnen; ja noch mehr, es wollte dem Alten bedünken, als ob die junge Marketenderin immer freundlicher würde, jemehr er trank und je mehr er schuldig blieb: ein Fall, der ihn sicherlich zu mannigfachen Bedenklichkeiten veranlaßt hätte, wenn seiner in der Instruction Erwähnung gethan worden wäre.

Nohawiczka gewärtigte von Tag zu Tag die gewohnte Mahnung, da diese jedoch immerfort zögerte und sein Soldatengewissen zu laut wurde, so entschloß er sich diesmal eine Abschlagszahlung ohne vorhergegangene Mahnung zu leisten, ein Act, der ihm so ungewohnt war, daß er ihn schier wie eine Diensteskverletzung ansah.

Er erschien daher an dem Schenktischchen der Schönen,

trank wie immer ein Gläschen »Gebrannten« und als Brigitta eben den hundert und so vielten Strich ins Holz schneiden wollte, gurgelte er:

»Jungfer Brigitte, ich denke ich werde Einiges abzahlen.«

»Wie es Euch beliebt, Vater Nohawiczka,« schmeichelte die Hebe vom Spielberge.

»Wie viele Striche schulde ich bereits?«

Brigitte begann zu zählen:

»Ein Kreuz ... zwei ... drei ... vier ... zehn Kreuze machen hundert ... eins ...«

»Es geht also diesmal über hundert ...«

»Wie Ihr Euch hier überzeugen könnt, Vater Nohawiczka, ich werde weiter zählen ...«

»Lassen wir es, Jungfer Brigitte,« unterbrach sie der Wärter, dem muthmaßlich vor der Länge des Registers graute, wie dem Frevler vor seinen Sünden,« wozu die Mühe, Rechnen macht Kopfweh, ich zahle Euch heute zehn Groschen und drei Pfennige ...«

»Bin's zufrieden, Vater Nohawiczka,« versetzte die Spielberger Hebe in ihrer eben so unerschöpflichen wie unbegreiflichen Langmuth, »zahlt wann Ihr könnt, bei Euch bin ich meines Geldes sicher.«

Der alte Soldat schmunzelte und fuhr in seinen geistigen Bestrebungen fort, ohne von der schönen Marketenderin nur einen mürrischen Blick, vielweniger eine harte Mahnung zu erfahren; der Wärter trank, um uns soldatisch auszudrücken, auf Regimentskosten oder richtiger auf Trenks Kosten.

Die Leser, welche den alten Nohawiczka durch das Gesagte hinlänglich zu kennen vermeinen, irren sich; er besaß außer den erwähnten Eigenschaften noch eine höchst merkwürdige Eigenthümlichkeit, die wir um so weniger übergehen

dürfen, da sie bei der gegen ihn angesponnenen Intrigue in Betracht gezogen werden muß.

Die Ladung einer jeden Kanone darf ein gewisses Gewicht nicht übersteigen, wenn sie das Rohr nicht beschädigen soll; ein jeder Balken hat seine Tragfähigkeit, ein jedes Gefäß hält sein bestimmtes Maß, auch unser Nohawiczka konnte nur eine gewisse Quantität Geist vertragen; wenn er die überschritt, gerieth er in jenen hypergeistigen Zustand, den man in der Geisterwelt vielleicht Binambulismus — analog mit Sonambulismus — bei uns aber höchst prosaisch Trunkenheit nennt.

Ja, auch Nohawiczka, der Mann nach der Instruction, hatte seine Achillesferse, aber zu seiner Ehre sei es gesagt, diese Achillesferse erblickte nie das Tageslicht, das heißt, sie kam erst des Nachts zum Vorschein, oder mit andern Worten, Nohawiczka betrank sich stets nach dem Zapfenstreich.

Handelte er auch damit nicht gegen seine Instruction?

Wir müssen es bezweifeln.

Wenn man erwägt, daß in dem damaligen Dienstreglement dem Hauptmanne vorgeschrieben war, des Jahres wenigstens einmal, nämlich am Tage der Musterung, nüchtern zu sein, so mag es muthmaßlich auch dem gemeinen Gefängnißwärter gestattet gewesen sein, nach dem Zapfenstreiche, wo sein Dienst ein Ende hatte, sich voll zu trinken; Nohawiczka huldigte diesem Naturgesetze bereits durch eine lange Reihe von Jahren, ohne darob je in einen Conflict gerathen zu sein; es scheint also, daß er auch damit nicht instructionswidrig handelte, vielmehr, daß die Instruction hier ein Hinterpförtchen offen ließ, damit dem »Bibitum ad libitum« keine Schranken gesetzt werden.

Dieser geistige Proceß nach dem Zapfenstreiche war es also, der bei einem Unternehmen, wie die Verschwornen es im Schilde führten, gewürdigt werden mußte, wenn sie die alte Instructionsmaschine darin verwenden wollten.

Die geheime Correspondenz hatte mittlerweile ihren Fortgang genommen, die Verhandlung gedieh und es entwickelte sich nach und nach der ganze Plan, der dem Pandurenobristen die Freiheit verschaffen sollte.

Dieser Plan zerfiel in zwei Theile.

Die Ausführung des ersten Theiles nahm die Proviantmeisterstochter auf sich; er bestand darin, daß sie dem Baron das Entkommen aus der Citadelle ermöglichen mußte; den zweiten Theil überkam Herr Rudolf Eber, dessen Aufgabe dahin lautete, den Obersten vor Brünn glücklich über die deutsch-österreichische Grenze zu bringen.

Letzteres war mit einem Aufwande von Zeit und Geld verbunden, welches Trenk leistete, indem er dem unbekannten Verbündeten bei einem vertrauten Freund in Wien die nöthige Summe anwies, welche dieser mit der nöthigen Vorsicht erhob.

Als die Zeit der Ausführung näher rückte, bezogen Rudolf und Ludmilla eine Wohnung am westlichen Stadtende am Fuße des Spielberges, um dem Schauplatze der Begebenheiten näher zu sein.

Die Vorbereitungen wurden also getroffen, Brigitte, Rudolf und Ludmilla kamen in der Wohnung der Letzteren noch zu einer Conferenz zusammen, wo die Nacht zur Ausführung festgesetzt wurde.

Da dies auch dem Obersten bekannt gegeben werden mußte, so schrieb der Ex-Grenadier folgende Zeilen:

»Herr Baron!

»Die Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag halten Sie sich bereit — handeln Sie genau nach den Verabredungen — meinerseits wird Sorge getragen sein, daß das Unternehmen gelinge.«

Trenk war, wie aus diesen Zeilen zu ersehen, in das Geheimniß vollkommen eingeweiht, ohne jedoch über seinen Verbündeten etwas Näheres erfahren zu haben.

Er vertraute sich ihm blindlings an, ja, er versah ihn sogar, was dem Mißtrauischen schwer genug fiel, mit Geldvorschüssen, um nur der verzweifelten Haft zu entkommen. Er befand sich in einer Lage, wo ihm keine Wahl blieb und mußte sich Allem fügen, wollte er sich nicht von vorneherein die Möglichkeit einer Befreiung verscherzen.

Den in der That schlau und vorsichtig getroffenen Vorbereitungen folgte die Ausführung des Unternehmens, der wir jedoch ein eigenes Capitel widmen.

VI.

In welchem der Trenk vom Spielberg entflieht.

Wenn wir der Eintheilungssucht der Deutschen, ihrer bekannten Wuth Alles zu classificiren, folgen würden, so zerfiele das Fluchtunternehmen des Pandurenobristen, die bereits erzählten Vorbereitungen abgerechnet, in vier Theile.

Der erste besteht aus einer einzigen Scene, eine Art Vorspiel, in dem nur zwei Personen beschäftigt sind, Brigitte und Nohawiczka.

Wir wollen die Scene sogleich erzählen.

Die Marketenderin sitzt in ihrer Wirthschaft und hat eben die leer gewordenen Flaschen gefüllt, als Trenks Wärter in die Stube tritt.

Er läßt sich ein Glas Wein verabreichen, welches ihm von dem Mädchen mit vieler Freundlichkeit und Zuvorkommenheit credenzt wird.

Drauf schlürft er den mährischen Nectar mit großem Wohlbehagen hinab, stellt das leer gewordene Glas auf den kleinen Schenktisch und sagte:

»Schön Dank, werde meine Schuldigkeit nicht vergessen!«

Das war seine gewöhnliche Redensart, womit er andeutete, daß er seine Zeche schuldig bleiben werde.

»Schon gut, es eilt ja nicht,« versetzte die Marketen=

derin zuthulich und brachte unter dem Tische hervor eine Flasche, die mit einem hohen Korkstöpsel sorgfältig verpfropft war. —

»Vater Nohawiczka.«

»Was wünscht Ihr, schöne Jungfer?«

»Seht Euch einmal diese Flasche an.«

»Diese Flasche?« schmunzelte der alte Soldat.

»Oder vielmehr das, was darin ist,« sagte die Spielberger Hebe, das Gefäß gegen das Licht haltend, so daß die reinste Goldfarbe seines Inhaltes erst recht sichtbar wurde.

Nahowiczka schielte mit verliebten Augen darnach und grommelte:

»Schöne Farbe — herrliche Farbe — Herrgott, das muß ein herrliches Getränk sein!

»'s ist echter Ungarwein!«

»Oh, oh, Ungarwein, guter Wein, prächtiger Wein, aber . . .«

Der Alte machte eine Pantomime, welche das bekannte Sprüchlein: »Vom Ansehen wird man nicht fett!« ausdrückte, und fuhr sich mit der Kehrseite seines Aermels über den Mund.

Brigitta lächelte schelmisch und sagte:

»Was meint Ihr wohl, soll ich der Flasche den Hals brechen?«

»Könnt' nicht schaden, aber der Teufel hat Geld genug, so was zu zahlen.«

»Ihr sollt Euch nun überzeugen, Vater Nohawiczka, daß ich ein Mädl bin, welches weiß, was sich gehört und was sich schickt. Ihr seid durch drei Jahre her mein Kunde und habt mir immer redlich und ehrlich bezahlt; Ihr habt

niemals ein zweideutig Wörtlein hören lassen, waret stets manierlich, selbst nach dem Zapfenstreich, Ihr wißt schon, was das sagen soll. Ich will mich heute dankbar bezeigen.«

Das Antlitz des Wärters erstrahlte wie im Morgenroth.

»Ei, ei, schöne Jungfer,« gurgelte er, »am Ende wollt Ihr mir gar ein Gläschen ...«

»Damit ist's nichts, versetzte die Marketenderin, dieser Wein ist nicht zum Verkauf bestimmt, der Vater hat eigens zwanzig Flaschen für sich bestellt und ich habe die Eine heimlich bei Seite geschafft, sie muß also entweder ganz geleert werden, oder ...«

Der Soldat wartete das Oder nicht ab, sondern grommelte lächelnd:

»Mich schreckt die Arbeit nicht; nach dem Zapfenstreich ...«

»Oho, wo denkt Ihr hin? Ihr wißt doch, daß der Vater in einer halben Stunde heimkehrt.«

»Wahr ist's, wahr, wir müssen also an ein anderes Mittel denken — ich hab' schon Eins ...«

»So? Laßt hören!«

»Ich nehme die Flasche mit mir in meine Stube und nach dem Zapfenstreich ...«

»Oho, Vater Nohawiczka, in welche Gefahr wollt Ihr Euch bringen?«

»Wo ist eine Gefahr? Ich stelle die Flasche unter mein Bett und das ist nicht gegen die Instruction.«

»Ich denke an eure Instruction nicht, wohl aber daran, daß man Euch die Flasche stehlen könnte, denn nach dem Zapfenstreiche treten Nebel ein und Ihr seht schlecht; außer-

dem könnte mein Vater von einem euerer Cameraden erfahren, daß ... nein, nein, Vater Nohawiczka, mit eurem Mittel ist's nichts, wir gehen den geraden Weg und der ist der beste.«

Nach diesen Worten wirbelte sie langsam und bedächtig den Pfropf aus dem Halse der Flasche.

»Jungfer Brigitte,« rief Mathias betroffen, »was beginnt Ihr?«

»Wir wollen unser Glück mit einander versuchen.«

»Vor dem Zapfenstreich?«

»Ehe eine Viertelstunde vergeht, sind wir fertig.«

»Nein, nein, das geht nicht, das ist gegen die Instruction.«

»Das ist nicht wahr, Vater Nohawiczka, die Instruction verbietet Euch nicht Wein zu trinken.«

»Das Trinken verbietet sie freilich nicht, aber die Folgen ...«

»Schämt Euch, Väterchen, Ihr werdet doch von ein paar Gläschen nicht wirblich werden? Wir trinken mit einander.«

»Wie, Ihr wollt mit mir trinken?«

»Und schon hatte Brigitta, statt dem alten Soldaten eine Antwort zu geben, das Glas vollgeschenkt, wies auf die Perlen, die der edle Ungar an die Oberfläche schäumte, rief: »Auf euer Wohlseyn!« und leerte das Glas bis auf die Nagelprobe.

Die zarten Leserinnen mögen vor dem leeren Glase nicht zurückschrecken und die Proviantmeisterstochter ob ihrer Leerfreiheit nicht verdammen.

Wir könnten zwar — wollten wir ihren Durst bemän-

teln, ihre Handlung beschönigen — anführen, nur die Begeisterung für ihr Werk habe sie vermocht, sich zu dem etwas unweiblichen Trunk zu zwingen, wir könnten behaupten, ihr Glas sei von sehr niedlicher Form und ganz klein gewesen, wir könnten sagen, ihr Mund habe zwar den Wein getrunken, ihre Seele sei jedoch während dem abwesend gewesen; aber wir verschmähen diese und andere Ausflüchte, wir verkleinern selbst kein Trinkglas, wenn es auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit geschehen müßte, wir entziehen dem leichtblütigen Soldatenkinde unsere Theilnahme nicht, wenn es mit einem Manne eine Flasche aussticht, wobei sie sich gar keinen Zwang anzuthun braucht, weil ein echtes Soldatenkind ein, zwei, und wenn es sein soll, auch drei Gläser vertragen muß, ohne daß der Lauf seines Blutes dabei gestört werde.

»Oh, oh,« grommelte der alte Nohawiczka, während die Spielberger Hebe das Glas wieder voll schenkte, »Ihr habt einen vortrefflichen Zug! Als ich mit Prinz Eugen vor Giurgevo lag, hatten wir eine Marketenderin, die eine ungarische Czutora ohne abzusetzen leerte, so wie ich dies Glas.«

Dabei nahm er das Glas und drei Secunden später war dessen Inhalt verschwunden.

Brigitta setzte die Flasche wieder in Bewegung und reichte das nächste Glas wieder dem Wärter.

»Oho,« rief er lachend, »jetzt ist die Reihe zu trinken an Euch.«

»Meint Ihr, ich könne kein zweites Glas vertragen?« fragte das Mädchen. »Da seht her!«

Und sie leerte das zweite.

»Potz Harampascha und Roßschweif, da darf ich mich nicht spotten lassen,« lachte der Alte und trank ebenfalls das zweite.

Nachdem Jedes drei Gläser geleert hatte, wobei Brigitta den Wärter durch Worte und Beispiel aufmunterte, warf dieser zufällig einen Blick auf die Flasche, starrte sie erschreckt an und rief:

»Heiliger Florian, was ist das?«

»Warum ruft Ihr den Florian an, es brennt ja nirgends? Außerdem seid Ihr da um zu löschen.«

»Das ist ein leibhaftiges Wunder! Unsere Flasche war früher beinahe leer und jetzt ist sie wieder ganz voll.«

»Merkt es Euch, Väterchen, diese Flasche hat die doppelte Eigenschaft, daß sie nicht nur sehr guten Wein enthält, sondern auch, daß sie niemals leer wird.«

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich das begreife! Das ist Zauberei, hab' Acht, Du Blitzmädl, daß man Dich nicht als Hexe verbrennt.«

»Oho, Väterchen, Ihr redet mich schon mit Du an und wir haben noch nicht auf Du und Du getrunken.«

»Jungfer Brigitte, wenn Ihr's so fortmacht, werde ich bald die ganze Welt mit Du anreden. Du lieber Herrgott, wie groß ist deine Gnade für die Ungarn, daß Du bei ihnen solchen vortrefflichen Wein wachsen läßt!«

Nohawiczka war bereits in Begeisterung gerathen und bemerkte nicht, daß Brigitta seit ein paar Minuten am Glase nur nippte, während er das sechste und siebente eben so verschwinden ließ wie das erste.

»Potz Roßschweif und Harampascha, ich will Euch was sagen, Jungfer Brigitte, ich mache die Entdeckung, daß der

Wein immer besser wird, je mehr man trinkt . . . Donner und Blitz . . . die Flasche ist schon wieder voll, das ist zu viel . . . die Instruction . . .«

Armer Nohawiczka, er erinnerte sich zu spät an seine Instruction; die listige Verführerin hatte durch geistigen Einfluß schon eine zu große Macht über ihn errungen, sie besänftigte das erwachte Gewissen, indem sie dem alten Soldaten »nur noch ein Glas,« dann das »letzte,« hierauf das »allerletzte« aufnöthigte und wer weiß, ob nicht auf vielseitiges Verlangen — der Wärter war in der That bereits sehr vielseitig geworden, indem er jeden Moment eine andere Seite wies — noch einige Gläschen auf- und abmarschirt wären, wenn ihn nicht ein Trommelzeichen trotz seiner Weinseligkeit an seine Pflicht erinnert hätte.

»Donner und Roßschweif, der Tambour ruft, gebt mir das Abendmahl für den Panduren!«

Während die Proviantmeisterstochter hinaus eilte, das Verlangte zu holen, brummte Nohawiczka vor sich hin: »Herrgott, wie meine Füße schwer sind, mein Kopf auch, und es ist noch gar nicht Zapfenstreich! Das wird heute ein sauberer Tanz werden, ich muß mich nur zusammen nehmen, damit der Pandur nicht merkt, daß ich in nicht ganz instructionsmäßiger Verfassung bin, denn wenn er's wahrnähme und dem Commandanten meldete, so müßt' ich zweimal achtundvierzig Stunden brummen, daß mir die Knochen krachten. Verdammtes Ungarblut, was das in meinem Kopfe für einen Rumor macht. Die kleine Wetterhexe . . . ah . . . da ist sie schon . . .«

Nohawiczka hätte muthmaßlich noch einige Minuten verplaudert, würde ihm die Marketenderin den Korb nicht

in die Hand gegeben und zur Thür hinaus geschoben haben, worauf er dem Gefängnisse des Pandurenobristen zuwankte.

Mit seinem Abgange ist das Vorspiel des Unternehmens zu Ende und das eigentliche Drama, wo die Hauptperson in die Handlung eingreift, beginnt.

. . . .

Noch nie hatte Baron Trenk einen Menschen mit solcher Ungeduld erwartet, wie heute seinen Wärter.

In den Plan vollkommen eingeweiht, wußte er im Voraus, in welchem Zustande sein Wärter bei ihm ankommen würde.

Als daher Nohawiczka eintrat, fixirte er ihn mit einem stechenden Blicke und sein Herz pochte noch lauter und schneller, als er die bekannten Symptome des vorangegangenen Excesses gewahrte.

Noch nie, seitdem Vater Noah sich den ersten Rausch anzechte, war eine Trunkenheit mit solchem Entzücken bemerkt worden, wie die des alten Nohawiczka.

Als der schlaue Rudolf, Ludmilla und Brigitta den Plan zur Flucht des Obristen entwarfen, dachten sie allesammt an das listige Manöver nicht, welches Trenk ersonnen hatte, um den geheimnißvollen Schleier, in welchen sie sich bisher zu hüllen wußten, ein wenig zu lüften.

Der Wärter, die glühenden Augen zu Boden gesenkt, damit ihr Feuer nicht zum Verräther werde, zwang sich festen Schrittes aufzutreten und den Korb seines Inhaltes zu entleeren.

Der Obrist stellte sich ihm, hoch aufgerichtet, mit verschränkten Armen gegenüber, und durchbohrte ihn mit unheimlichem Blicke.

Plötzlich fuhr er ihn an:

»Zum Teufel, Nohawiczka, was ist denn heute los?«

Der Wärter taumelte einen Schritt bei Seite und einen zurück, dabei murmelte er: »Was . . . soll . . . denn . . . los sein . . . Herr Obrist?«

»Du bist besoffen, altes Schwein . . .«

Nohawiczka schüttelte sich wie ein alter Hahn, den man mit Eiswasser begießt.

»Herr . . . Oberst . . . ich bin . . . kein . . . nichts . . . besoff . . .«

»Er kann ja kaum mehr die Zunge bewegen . . .«

»Die Zunge . . . oho . . . ich rede wie ein Regiments . . . caplan . . . hören Sie nur . . .«

»Alter Schelm, den Baron Trenk betrügst Du nicht, der Baron Trenk kennt den Rausch, als ob er ihn erfunden hätte, ich habe in meinem Leben fast eben so viele Räusche gesehen, als Du deren hattest, und das will doch wahrhaftig was bedeuten.«

»Herr . . . Obrist . . . ich bin . . . zwar nicht . . . ganz nüchtern . . . aber Rausch . . . oho . . . da fehlt . . . noch was.«

»Alter Schelm, wo ist heute deine Instruction geblieben?«

»Die . . . Instruc . . . tion . . . oh . . . oh . . . die Instru . . . Instru . . .«

Der Arme, er würgte und würgte und vermochte das unselige Wort nicht herauszubringen.

»Was wird der Commandant dazu sagen?«

Diese Frage streckte den Trunkenen, daß er um eine halbe Kopflänge größer wurde.

Seine Bewegung wurde jetzt eine doppelte, er schwankte und zitterte zugleich.

»Der . . . Comman . . . dant?« stotterte er.

Und gleich darauf setzte er hinzu: »Ich . . . sag' ihm . . . nichts!«

»Daher denkst Du vermuthlich, daß auch ich ihm nichts entdecken soll . . .«

»Herr Obrist haben ja . . . keine . . . Instruction . . .«

»Alter Sünder, wie Du selbst im Rausch noch klug bist! Sag' mir einmal, wo hast Du die Instructionssünde begangen?«

»Beim . . . Proviant . . . meister . . .«

»Wer hat Dir den Rausch angezecht?«

»Die Jung . . . fer!«

»Welche Jungfer?«

»Jungfer . . . Bri . . . Brigitte!«

»Wer ist diese Jungfer Brigitte?«

»Das Mädl des Meisters.«

»Seine Tochter?«

»Ja . . . Herr Obrist!«

Trenk war mit sich selbst zufrieden, er wußte einstweilen, wessen Unterstützung er sich zu erfreuen habe und begnügte sich damit.

Er gab jetzt seine inquirirende Stellung auf, legte seine Rechte auf die Schulter des Trunkenen und sprach mit dem Tone des Wohlwollens:

»Ich denke nicht daran, Dich bei dem Commandanten zu verrathen, Du bist ein alter Soldat und alte Leute muß man schonen, wenn sie auch so eigensinnig sind wie Du. Komm her, trink jetzt ein Glas mit mir und sieh dann zu, wie Du nach Hause kommst.«

»Noch . . . ein . . . Glas,« lallte Rohawiczka, »vor . . . dem . . . Zapfen . . . Zapfen . . .«

Der »Streich« blieb ihn im Halse stecken, denn schon hatte ihm der Pandurenobrist das Glas in die Hand gedrückt, er führte es mit mechanischer Bewegung an den Mund und trank es leer.

»Genug . . . genug!« lallte er hierauf.

»Ich hoffe,« lautete Trenks zweideutige Antwort, »Du wirst jetzt genug haben!«

Darauf ging er zum Tisch, um rasch sein Abendmahl einzunehmen, ohne sich um den Wärter weiter zu kümmern.

Dieser schwankte, ohne sich von der Stelle zu rühren, mit dem Oberleibe hin und her, die Augendeckel schlossen sich trotz allen Widerstandes, einige Secunden lang behauptete er das nöthige Gleichgewicht, dann aber sank er bewußtlos auf den Boden hin.

»Dank Dir, Du freundliche Proviantmeisterstochter, für den vortrefflichen Schlaftrunk, er wirkte schnell und ausgiebig, nun rasch ans Werk.«

Was der Obrist nun that, geschah in eiliger Hast, doch ohne Angst, daß sein Werk mißlingen könne.

Dem entschlossenen Manne bangt nur, wenn seine Angelegenheit fremden Händen anvertraut ist, für diese vermag er nicht einzustehen; sobald aber sein Geschick in der eigenen Hand ruht, so zagt er nicht, sondern schreitet muthig vorwärts.

So auch Baron Trenk.

Kein Gedanke des Bangens beschlich seine Seele, er entkleidete den schlafenden Wärter, warf auch seine Gewänder

von sich und zog jene Nohawiczka's an; hierauf füllte er den Korb mit dem Geschirr, ergriff den Schlüsselbund und verließ, Nohawiczka's Gang und Haltung annehmend, den Kerker, dessen Thür er hinter sich schloß.

Die Citadelle Spielberg bestand damals aus einem festen Bau, mehrere kleine Höfe umschließend, in welche stark vergitterte Fenster und schwere Eisenthüren mündeten, rings um dieselbe erhoben sich Außenwerke, in ihrem Inneren Casematten bergend, welche ebenfalls so wie die mehr luftigen Gemächer des Schlosses zu Gefängnissen, jedoch für gemeine Verbrecher verwendet wurden.

Aus diesem Gewirre von Corridors, Gängen und Höfen und Bastionen kann sich nur Jemand hinausfinden, der mit der Oertlichkeit wohl bekannt ist; das war nun bei dem Pandurenobristen nicht der Fall, denn er war im geschlossenen Wagen auf den Spielberg gebracht worden und sein täglicher Spazirgang während der bisherigen Gefangenschaft beschränkte sich auf einen einzigen Weg; die Voraussicht seiner Verbündeten kam ihm jedoch auch in dieser Richtung entgegen, Brigitte, mit der Oertlichkeit der Citadelle wohl bekannt, setzte den schlauen Rudolf in die Lage, dem Gefangenen den Weg genau vorzuzeichnen, den er zu nehmen habe, um ins Freie zu gelangen.

Trenk hatte sich die Details wohl eingeprägt und folgte nun der angegebenen Richtung.

Ohne auf das Klirren der Riegel, das Rasseln der Ketten, welches rechts und links zu ihm drang, zu achten, durchschritt er den Corridor und stieg dann in den Hof hinab.

Die Schildwachen glaubten die bekannte Figur Noha-

wiczka's zu sehen und ließen ihn unangefochten passiren, die Dunkelheit der Nacht kam ihm wohl zu statten.

Ein anderer Wärter rief ihm von der Seite her die Frage zu:

»Mathias, sehen wir uns nach dem Zapfenstreich beim Meister?

Trenk erkannte leicht, daß diese Frage an Nohawiczka gerichtet sei, und beantwortete sie bejahend, denn eine Verneinung wäre aufgefallen und hätten eine ihm sehr unliebsame Auseinandersetzung zur Folge gehabt.

Ungehindert setzte er nun seinen Weg fort.

Sein Blick, geübt und gewandt im Erkunden des Terrains, flog, die Dunkelheit durchdringend, voraus, um jeder Gefahr aus dem Wege zu gehen und von keiner überrascht zu werden.

Dort die steife Figur, mit dem Stocke fuchtelnd und dazu schreiend und lärmend, das ist der wohlbekannte Commandant der Citadelle, der nie ohne sein Hispaniarohr erschien, um, wo er eine Nachlässigkeit gewahrte, alsogleich mit höchsteigener Hand wie ein Donnerwetter drein zu schlagen; Trenk humpelte im tiefen Dunkel der entgegengesetzten Fronte dahin, um von dem alten Wettermacher ja nicht erblickt zu werden.

Jetzt ersah er ebenerdig ein erleuchtetes Fenster, ein Soldat der Wache trat mit einer Flasche in der Hand aus der Thüre nebenan, der Pandur schloß, daß sich dort der Schank des Proviantmeisters befinde.

Ein Gedanke blitzte in seiner Seele auf; er wußte von Nohawiczka, daß Brigitte, die Tochter des Proviantmeisters, ihm den Rausch angezecht hatte, das Mädchen war also mit im Complott, ja noch mehr, der nur zu galante Obrist war

überzeugt, in dem anspruchslosen Soldatenkinde eine Eroberung gemacht zu haben und wollte den Spielberg nicht verlassen, ohne sich davon zu überzeugen, er beschloß daher — von der ihm vorgezeichneten Marschroute abweichend — der Schönen einen Besuch abzustatten.

Brigitte, unruhig unter der Last der sich aufgebürdeten Gefahr seufzend und den Himmel um glücklichen Ausgang der Flucht anflehend, glaubte vor Schreck in den Boden sinken zu müssen, als der verkappte Pandurenobrist, den sie augenblicklich erkannte, zu ihr in die Stube trat.

Zum Glücke für Beide war sie allein.

»Jesus Maria!« rief das arme Mädchen in der Angst ihrer Seele . . .

»Erschrecken Sie nicht, Brigitte, ich bin es . . .«

»Um aller Heiligen willen, was wollen Sie hier?«

»Ich weiß, mein schönes Kind, daß Sie bei meiner Befreiung die Hand mit im Werke haben, es zog mich daher zu Ihnen, ich mußte Sie persönlich kennen lernen und der Teufel soll mich holen, wenn ich's bereue, Sie sind ein allerliebster Schatz . . .«

Er zog das Mädcheu an sich und bevor sie sich zu erwehren vermochte, hatte er ihr einen Kuß geraubt.

Brigitte riß sich los, flüchtete hinter ihren Schenktisch und bat ihn mit aufgehobenen Händen:

»Ich flehe Sie an, Herr Obrist, stürzen Sie sich und uns nicht ins Unglück, fliehen Sie, damit Sie die Citadelle vor der Retraite im Rücken haben . . .«

Und da Trenk eine Einwendung machen wollte, rief sie wo möglich noch dringender:

»Fort, um Gottes willen, ich höre den Commandanten!« —

Dies wirkte, der verkappte Obrist verließ brummend den Schank und setzte seine Route gemächlich fort.

Manchem unserer Leser dürfte der letzt erzählte Act des Baron Trenk unglaublich erscheinen.

Ein zu lebenslänglicher Haft verurtheilter Cavalier, so werden die Zweifler muthmaßlich räsonniren, befindet sich auf der Flucht aus seinem Gefängnisse, wie ist es nun denkbar, daß er, statt sich zu beeilen, seine Flucht nicht nur verzögert, sondern sich sogar in eine erhöhte Gefahr begibt, um ein ihm bisher fremdes Mädchen einige Momente lang zu sehen und ihm nicht etwa für die Theilnahme zu danken, sondern um ihm Schönheiten zu sagen, und ihm einen Kuß zu rauben?

Um diese Zweifler zu beruhigen, verweisen wir abermals auf den Character des Barons.

Furcht war der Seele des Obristen ein unbekanntes Gefühl; wer so wie er dem Tod unzählige Mal in's Auge geschaut, wer Gefahren überstanden wie er, dem ist eine Flucht, und wär's selbst eine vom Spielberge, eine einfache Recognoscirung, bei der es blos darum zu thun ist, vom Feinde nicht überrumpelt zu werden.

Die Gemüthsbeschaffenheit des Flüchtlings verhinderte ihn demnach keineswegs, ein galantes Abenteuer aufzusuchen.

Und die Vernunft, was sagte sie dazu?

Die Vernunft versuchte es wohl, sich dem Unternehmen zu widersetzen, allein gab der Obrist der Stimme der Vernunft je Gehör, wo das heiße Blut im Spiele war?

Wenn bei ihm eine Leidenschaft, gleichviel welche, zu sprechen begann, mußte jedes bessere Gefühl, mußten selbst Vernunft und Erfahrung verstummen.

Der Obrist hatte unter viel gefährlicheren Umständen galante Abenteuer aufgesucht, ja in Cham in Bayern bestand er sogar Eines mitten im Sturme auf die Stadt, warum hätte er also auf den Besuch bei Brigitte verzichten sollen, da er sich blos auf einem Gang aus der Citadelle befand?

Diesen setzte nun der Baron fort, als er von der Tochter des Proviantmeisters durch den Schreckensruf: »Ich höre den Commandanten!« fort genöthigt wurde.

Ohne aufgehalten zu werden, langte er am Thore an. Um der Wache nicht aufzufallen, diese Zwischenscene war von Brigitte ersonnen, näherte er sich dem Posten und murmelte: »Laß mir den Korb da stehen, Camerad, bis ich zurückkomme,« worauf der Soldat mit einem: »Schon gut!« antwortete.

Trenk passirte anstandlos das Thor.

Nun befand er sich in den Außenwerken, wo die Wachen, an denen er vorüber mußte, noch weniger Anstand nahmen, ihn passiren zu lassen, da sie auf die Verläßlichkeit ihrer Cameraden in der Citadelle rechneten. Der Obrist stieg also ohne die mindeste Besorgniß den Abhang hinab und gelangte bis an die äußerste Pallisadenumzäunung, wo sich die letzte Wache, ein Officiersposten, befand, und von wo aus die isolirten Posten der äußersten Umfangslinie besorgt wurden.

Hier ereignete sich nun einer jener komischen Zwischenfälle, die oft in die ernstesten Begebenheiten eingreifen, und ihnen trotz der meist traurigen Folgen einen launigen Anstrich verleihen.

Das äußerste Wachthaus stand innerhalb des verpallisadirten Außenwalles, jenseits dessen eine Zugbrücke über den Graben führte.

Der verkappte Pandurenobrist mußte an der Schildwache vorüber. Zum Unglücke für den Flüchtling war die Laterne am Wachthause bereits angesteckt und der Soldat konnte den Herannahenden in der Entfernung von zwanzig Schritten deutlich sehen.

Kaum hatte der Posten ihn erblickt, so brüllte er ein fürchterliches: »G'wehr heraus!« und Officier und Mannschaft stürzten aus der Wachtstube.

Trenk war einen Augenblick verblüfft, dann blickte er forschend um sich, der Meinung, der Ruf gelte dem Commandanten.

Derselben Meinung war auch der Officier der Wache, als aber auch er den Commandanten nicht bemerkte, fuhr er den Posten an:

»Verfluchter Kerl, vor wem hast Du ins Gewehr gerufen?«

»Vor meinem früheren Herrn Obristen!« lautete die Antwort.

»Wo ist dieser Herr Obrist?«

Der Soldat wies auf den falschen Wärter, der merkwürdiger Weise der Scene wie einem Schauspiele zusah, das ihm gar nicht nahe ging, und erwiederte:

»Dort steht er, jener Mann dort ist mein ehemaliger Obrist, der Baron Trenk.«

Der Officier, zu Tode erschreckt, ließ augenblicklich die Gewehre der ganzen Wache auf den Flüchtling anlegen und ersuchte dann den Obristen in die Wachstube zu treten.

Trenk machte keine Miene zu entfliehen, sondern begab sich ruhig ins Wachthaus.

Er erkannte in dem Schnarrposten einen seiner ehemaligen Panduren und rief ihm im Vorbeigehen zu: »Niederträchtiger Hund, Du hast Dich für die zweihundert Prügel, die ich Dir einst aufmessen ließ, gerächt; wenn Du aber wieder einmal in meine Gewalt kommst, so wirst Du gespießt und dann geschunden!«

Der Officier der Wache ließ den Vorfall sogleich dem Commandanten der Citadelle melden, Obrist Kotulinski mit dem spanischen Rohre fuchtelnd, stürzte herbei.

»Zum Teufel, Herr Baron,« schrie er dem Panduren zu, »was haben Sie angestellt? Wer ist mit Ihnen im Complott? Wie kamen Sie aus der Citadelle?«

Und ohne Trenk's Antwort abzuwarten, rief er:

»Ich werde den Casus Ihrer Majestät der Kaiserin unterthänigst rapportiren und man wird Ihnen wahrscheinlich für die Zukunft ein Gefängniß anweisen, aus dem Sie den Weg nicht so leicht herausfinden werden!«

Baron Trenk wurde unter starker Bedeckung in sein Gefängniß zurückgebracht.

Nohawiczka lag noch auf dem Boden und schlief.

VII.

Wirkungen der mißlungenen Flucht unterhalb des Spielberges.

Während die oben erzählten Scenen auf dem Spielberge sich zutrugen, ereigneten sich in Brünn andere, welche mit der beabsichtigten Flucht des Pandurenobristen in Zusammenhang standen, deren Folgen jedoch nicht auf das Schicksal des Barons, sondern auf das einiger anderen Hauptpersonen unseres Gemäldes einwirkten.

In dem Fluchtprogramme war unter Anderem auch bestimmt, daß Rudolf am westlichen Stadtende einen bespannten Wagen in Bereitschaft halten solle, der den Flüchtling bis an die ungarische Grenze fahre, wo ein zweiter Zug des Barons harren werde, um ihn von dort weiter zu bringen. Solcher Weise hoffte er mit Relais in kürzester Frist bis nach seinen Gütern iu Slavonien zu gelangen, von wo er, wenn weitere Gefahr ihn bedrohte, ohne Mühe die Grenze überschreiten und in die Türkei flüchten konnte.

Der Ex-Grenadier war, um diese Reiseanstalten zu treffen, mit dem nöthigen Gelde versehen worden und hatte, zu seiner Ehre sei es gesagt, im Vereine mit einem vertrauten Beamten auf den Trenk'schen Gütern die Anstalten zweckmäßig und pünctlich getroffen.

An dem für die Flucht bestimmten Abend hielt auf der Straße außerhalb der Stadt ein bespannter Wagen, ähnlich

dem Fuhrwerke dortiger Landleute; die Pferde, bis auf das beseitigte Gebiß angeschirrt, wühlten in einem ihnen vorgelegten Heubund herum und nahmen ihr Abendmahl ein, eben so wie der Kutscher, der im Wagen kauerte und sich dem Anscheine nach ein Stück Brot oder Käse wohl schmecken ließ.

Wir sagen, dem Anscheine nach, weil wir bezweifeln, daß der schlaue Herr Rudolf — denn er war der verkappte Pferdelenker — in dieser entscheidenden Stunde in Wirklichkeit das Bedürfniß des Essens fühlte.

Die Zeit des auszuführenden Unternehmens war festgestellt, die finstere Nacht versprach es zu begünstigen und Rudolf kauerte auf dem Wagen und harrte des Pandurenobristen, um mit ihm davonzujagen.

In dem Gehirne des Ex-Grenadiers spielten sich die Scenen ab, wie sie, im Voraus entworfen, sich gleichzeitig auf dem Spielberg zutragen mußten, wenn das Unternehmen glücklich durchgeführt werden sollte.

»Jetzt,« so dachte er, »begibt sich der von Brigitta inspirirte Wärter zu Trenk, jetzt überredet ihn der Gefangene zu dem Glase, in welches er früher den Schlaftrunk geschüttet hat, jetzt« — Rudolf ließ bei jeder Action einen entsprechenden Zeittheil verstreichen — »jetzt muß Nohawiczka bereits in tiefen Schlaf versunken sein und der Baron zieht dessen Kleider an . . . jetzt . .« der Ex-Grenadier verfolgte nun den Weg, den der Entweichende nehmen mußte, um aus der Citadelle zu gelangen, er berechnete die nöthigen Minuten, summirte die Viertelstunden vom Anfang bis zur gegenwärtigen Secunde und als Ergebniß zeigte sich, daß der Obrist nur durch eine unvorhergesehene Verzögerung abgehalten sein mochte, bis jetzt einzutreffen.

»Wo er nur so lange bleibt?« murmelte der Schlaue,

»sein Ausbleiben ist mir ein Räthsel. Wenn er vor der Retraite die Citadelle nicht im Rücken hat, so ist das ganze Unternehmen verpfuscht und meine Monate lange Mühe ist umsonst, ich habe mich dann salva venia compromittirt und kann dem Herrgott danken, wenn ich den Gerichten nicht suspect werde.«

Zehn Minuten später: »Er kommt noch nicht! wo er nur steckt? Er wird sich doch nicht haben attrapiren lassen? Er ist doch sonst ein kluger Kopf, und Courage hat er für Zehn, was kann ihm also arrivirt sein? Er muß kommen, er muß! Was ist das? Ja, ja, ich täusch miche nicht, die Pfeifer blasen den Zapfenstreich . . . Allmächtiger . . . er kommt noch nicht!«

Und wieder ließ er sein Auge durch die finstere Nacht streifen, er strengte seine ganze Sehkraft an, um die Umrisse der colossalen freiherrlichen Gestalt wahrzunehmen: vergebens, er sah nichts, er strengte sein Gehör an, er hörte nichts; seitdem Pfeife und Trommel oben verstummt waren, drang kein Laut mehr vom Spielberg herab.

Während dieses peinlichen Spähens und Aufhorchens fuhr Rudolf erschreckt vom Sitze auf; es war ihm, als habe er aus dem umbüschten Straßengraben herauf, an dessen Rand der Wagen hielt, ein Geräusch vernommen.

Einige Momente hielt er regungslos den Odem an sich, dann neigte er den Kopf vorsichtig zum Wagen hinaus, ohne indessen etwas zu sehen, da die Dunkelheit ihn hinderte, das Gebüsch zu durchdringen; da sich überdem von dem Geräusche nichts mehr hören ließ, so zog er den Kopf wieder in das Innere des Wagens zurück und murmelte in sich hinein: »Es war nichts, vielleicht ein Vogel, der unter salva venia ni-

flet, oder eine Eidechse . . . aber der Baron . . . o Gott, wo bleibt der Baron?«

Und wieder verstrich eine halbe Stunde und der heißersehnte Obrist kam noch nicht!

Abgesehen von der Marter des vergeblichen Wartens drängte sich nun dem Ex-Grenadier eine neue peinliche Frage auf.

Wenn der Baron nicht kam, und das schien, da in Bezug auf die berechnete Zeit bereits jedes denkbare Maß überschritten war, leider mehr als wahrscheinlich, was sollte er dann beginnen?

So schlau auch Herr Rudolf Eber den Plan entworfen hatte, so war doch in demselben auf den Fall des Mißlingens wenig Bedacht genommen worden.

Sollte nun der Plan ganz aufgegeben oder blos vertagt werden? Sollten die aufgestellten Relais stehen gelassen oder beseitigt werden? Wie es anfangen, damit nicht ein Verdacht auf ihn falle? Sollte er in Brünn verbleiben oder sich aus dem Staube machen? Sollte er seine Gattin mitnehmen oder hier zurücklassen?

Diese und noch eine Unzahl ähnlicher Fragen entwickelten sich aus dem neuen Stand der Sache, warfen sich ihm auf und verbitterten ihm die ohnedies peinliche Situation noch mehr.

Und wieder verfloß eine halbe Stunde und Rudolf sah ein, daß er hier vergebens harrte, und mußte einen Entschluß fassen, wohin er sich mit dem Gespann wenden solle.

Ein Geräusch auf der Straße zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er erblickte die Umrisse einer dahereilenden Frauengestalt, es war — seine Gattin Ludmilla.

»Um Gottes willen,« redete sie den Gatten ängstlich an, »was ist das, Du stehst noch immer da?«

»Wie Du siehst,« versetzte der Schlaue niedergeschlagen, »zwei Stunden sind bereits über den Termin verstrichen, wo er hätte aufmarschiren sollen, und kein Mensch, viel weniger ein Pandur ließ sich blicken.«

»Sollte oben was Unangenehmes vorgefallen sein?«

»Ich fürchte eine Confusion.«

»Oder hat der alte Nohawiczka nicht parirt?«

»Die Disposition war doch so gut getroffen, daß man hätte meinen sollen, der alte Weinschlauch würde die Falle nicht merken.«

»Oder sollte Brigitte zu einem Aufschube gezwungen gewesen sein?«

»Es ist schon möglich,« erwiederte der Gatte, »daß der Proviantmeister ihr einen Prügel salva venia zwischen die Füße geworfen hat.«

»Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich über die Sache denken soll.«

»Ergeht mir's denn anders?«

»Zwischen Angst und Bangen harre ich, daß der Wagen an unseren Fenstern vorüberfahre, was mir als Zeichen der glücklich bewerkstelligten Flucht gelten sollte, indessen . . .«

»Zum Kuckuck, wie konnte denn der Wagen fahren, wenn der Trenk nicht kam? Der Teufel mag's wissen, was der furiose Obrist wieder für einen Excessus begangen hat? Vielleicht hat er in seiner Rabia den ganzen Spielberg allarmirt und sogar salva venia den Commandanten discutirt. Du wirst es sehen, Ludmilla, unser ganzer schöner Plan ist mißlungen, wir haben unsere Schlauheit vergebens ange-

strengt, wir werden durch Andere zu Schanden, die es nicht verstehen, zu exerciren . . . horch . . .«

»Was soll's sein?«

»Mir schien es, als hätt' ich da unten ein Geräusch vernommen!«

»Ich hab nichts gehört. Wenn Brigitte nur so klug wäre, uns zu avisiren . . .«

»Heute war's ihr nicht möglich, wenn sie sich nicht verrathen wollte; morgen wird sie es wohl thun.«

»Und wir, was fangen wir indessen an mit dem Wagen, mit den Pferden?«

»So fragte auch ich mich und ich habe noch keine Antwort gefunden.«

Ludmilla dachte eine Weile nach, dann antwortete sie:

»Du fährst zurück in die Schenke, wo Pferde und Wagen bisher aufbewahrt waren, und kommst dann zu Fuß nach Hause. Wir müssen Nachrichten von Brigitte abwarten, bevor wir einen weiteren Entschluß fassen. Es ist immerhin möglich, daß irgend ein unvorhergesehener Zwischenfall unsere Verbündete zwang, die Ausführung des Unternehmens auf einen andern Tag zu verschieben, und daß sie uns davon nicht zeitlich genug in Kenntniß setzen konnte. Jedenfalls werden wir morgen erfahren, ob unser Unternehmen blos gestört oder ob es gänzlich verhindert wurde.«

In diesem Momente drang ein kreischendes Gelächter in die Ohren der beiden Gatten.

Beide zu Tode erschreckt, wendeten ihre Blicke nach der Gegend, woher jenes kam, und sahen eine weibliche Gestalt, aus dem Straßengraben herausgeklommen, querfeldein laufen.

»Sie hat uns belauscht — sie ist es!«

»Wer ist's? Rede, Ludmilla, wer ist's?«

»Ihr nach, ich habe sie erkannt,« rief Ludmilla in Verzweiflung, »wir müssen sie einholen und aufhalten, sonst sind wir verrathen und verloren.«

»Wer ist sie denn?«

»Meine Mutter!«

Im Nu waren beide Gatten im Graben, erklommen mühsam die jenseitige steile Böschung — in demselben Momente vernahmen sie hinter sich ein Geräusch auf der Straße; ein Blick und sie sahen die scheu gewordenen Pferde pfeilschnell mit dem Wagen dahinfliegen und so wie das Gefährte auf der Straße, so entschwand auch die weibliche Gestalt in den Feldern ihren Blicken, sie gewahrten hier und dort nichts mehr, sondern hörten nur das Rasseln des Wagens, welches immer schwächer und schwächer werdend, endlich ganz verscholl.

Die beiden Gatten sahen einander bestürzt und wortlos an.

Der Ex-Grenadier brach zuerst das Schweigen.

»Kehren wir heim, Ludmilla,« murmelte er traurig, »heute ist ein Unglückstag, wo Alles conträr geht; die Gefahr wächst, wir haben bisher klug und vorsichtig gehandelt, heute aber sind wir salva venia nicht sehr schlau gewesen!«

VIII.

Im Herrenhofe zu Frainspitz.

Im Herrenhofe zu Frainspitz flossen die Tage in stiller, freudenloser Einförmigkeit dahin.

Roswitha floh menschenscheu jede Gesellschaft und verkehrte fast ausschließlich mit Unglücklichen, die bei ihr Hilfe suchten und fanden.

Als sie daher das vermeintliche Fräulein von Werin in den Straßen Brünns unvermuthet wieder fand, lud sie die Unglücksgefährtin zu sich, denn sie fühlte sich zu dem Wesen hingezogen, welches mit ihr das traurige Schicksal theilte, von einem und demselben Manne betrogen worden zu sein, das Fräulein kam jedoch nicht. Roswitha beklagte sich bei dem Vater über das Versäumniß und bat ihn, bei seinem nächsten Besuche in Brünn das junge Ehepaar aufzusuchen und die Einladung zu wiederholen.

Der Edelherr, um dem Wunsche der Tochter nachzukommen, begann bei seinen Bekannten sich nach dem Ehepaare zu erkundigen, doch wußte Niemand etwas von einem ehemaligen Officier, der mit einem Fräulein von Werin vermält sei, und alle Nachforschungen blieben ohne Erfolg, da Ludmilla es sorgfältig vermieden hatte, dem Fräulein von Werhotitz den Namen ihres Gatten anzugeben, was nur zu bald die Glaubwürdigkeit ihrer Angaben ins rechte Licht gestellt haben würde.

Mit Ausnahme dieses Zwischenfalles fand die weiße

Rose keine Anregung Bekanntschaften zu erneuern, sondern schloß sich von der Welt ab, um mit ihrem Kummer und ihrem Unglücke allein zu sein.

Der Edelherr, obwohl ihm das Hinsiechen seines einzigen Kindes, seiner einzigen Lebensfreude, nicht entging, konnte sie doch ihrem Vorsatze nicht entsagen machen, denn er erkannte, daß Roswitha's Seelenzustand eine natürliche Folge ihres Unglückes sei, und eine günstige Aenderung nur zu hoffen wäre, wenn der Himmel den dichten Schleier lüften würde, der bis jetzt über die seinem Kinde angedichtete Schuld noch immer ausgebreitet lag.

Zur großen Freude des greisen Vaters wurde die Einförmigkeit auf dem Herrenhofe durch das Eintreffen eines längst erwarteten Gastes gestört, eines Gastes, der auch von dem Fräulein mit vieler Wärme empfangen wurde — Emanuel von Schwedenborg.

Der Meister und der Schüler umarmten sich mit großer Herzlichkeit und der Erstere lieh der Freude des Wiedersehens Worte, indem er sagte:

»Ich muß bekennen, theure Freunde, daß wenige Menschen leben, deren Wiederfinden mir so große Freude gewähren würde, wie das Ihrige. Ich freute mich in Frainspitz einzukehren, als wär's mein Heimatort . . .«

»Ist es nicht auch der Ort, wo Sie dem Vater sein einzig Kind durch ein Wunder wieder schenkten?« bemerkte Herr von Werhotitz.

Schwedenborg blickte, Roswitha mit dem Auge suchend, umher; das Fräulein hatte sich jedoch nach der ersten Bewillkommnung entfernt, um das Nöthige zur würdigen Aufnahme des lieben Gastes anzuordnen.

»Ich freue mich, Ihnen Ihr Kind damals wieder gege-

ben zu haben,« sagte der Assessor; »wenn auch seitdem durch den unergründlichen Rathschluß des Herrn Dinge vorgefallen sind, welche die Tage Roswitha's in Kummer hüllen, so lebe ich doch der Ueberzeugung, daß auch sie ein Ende nehmen werden, denn so wie die Tage der Freude, so sind bei dem Gerechten auch die des Jammers gezählt und wenn schon keine Strafe ewig währt, so kann es um so weniger eine Prüfung.«

»Ihre Zuversicht, mein theurer Freund, ist groß und ich danke Ihnen für den Trost, den Sie mir alten Manne spenden. Ich bekenne jedoch, daß ich für mein armes Kind fürchte, die Erlösung zögert, und wenn sie nicht bald kommt, so wird sie eine unheilbare Wunde, wo nicht gar Schlimmeres treffen.«

Schwedenborg ergriff theilnehmend die zitternde Hand des Freundes und flüsterte ihm zu:

»Beruhigen Sie sich und danken Sie mit mir dem Herrn, daß er mich der Gnade würdig fand, auch jetzt, da ich zum zweiten Male Ihr Haus betrete, Ihnen ein Bote des Trostes zu sein. Das Herz Ihres Kindes ist mit zweifacher Wucht belastet, ein doppelter Schmerz nagt daran; Einen hoffe ich sicher zu bannen; ich denke, Sie sowohl, wie Ihr Kind werden die üble Meinung gerne aufgeben, die Sie von einem jungen Manne hegen, dessen Glück durch eine unwürdige Anschuldigung eben so zerstört wurde, wie das Glück Ihres Kindes.«

»Sie sprechen von Guido von Nedorost?«

»Ja, mein Freund, ich spreche von ihm; erfahren Sie, daß er sich an Roswitha nie vergangen, daß er Ihre Tochter noch liebt treu und rein, wie ehedem, und daß jene Kranke bei den Elisabethinerinnen, jenes Fräulein von We-

rin, von dem Sie mir erzählten, ein abscheulich Lügengewebe erfand, um Roswitha und Sie zu täuschen.«

»Sie haben mit Herrn von Nedorost gesprochen?«

»In Ihrem Tone liegt der Vorwurf der Leichtgläubigkeit. Sie denken, ich hätte mich durch einfache Betheuerungen des jungen Mannes von ihm gewinnen lassen, um Zeugniß zu seinen Gunsten abzulegen; o mein Freund, Sie schlagen meine Freundschaft für Sie und Ihr Kind zu gering an; ich wünsche Sie Beide glücklich zu sehen und würde nimmer mehr für Herrn von Nedorost das Wort ergreifen, wenn ich von seiner Schuldlosigkeit nicht vollkommen überzeugt wäre. Doch, was ich sprach, ist bestimmt, einstweilen unser Geheimniß zu bleiben, Roswitha darf davon nichts erfahren; Wunden, wie die, welche ihr die vermeintliche Untreue des Geliebten schlug, können durch Worte nicht geheilt werden, hier muß die eigene Ueberzeugung wirken; um daher den Eindruck derselben nicht zu schwächen, ist es vortheilhafter, wir schweigen vor der Hand und lassen dann die eigene Anschauung das Ihre thun.«

Der Edelherr zeigte sich noch immer ungläubig, doch leistete er dem Freunde keinen Widerstand und unterwarf sich seinem Vorschlag.

»Ich füge mich Ihrem Willen,« sagte er zu dem Assessor, »doch mache ich Sie im Vorhinein darauf aufmerksam, daß es Ihnen schwer werden wird, Guido's Unschuld darzuthun, denn jenes Fräulein von Werin, gegenwärtig mit einem gewesenen Officier vermält, wohnt in Brünn.«

»Um so besser,« erwiederte Schwedenborg sichtlich erfreut, »die Anwesenheit dieser Person wird meine Absicht nicht erschweren, sondern erleichtern. Ueberlassen Sie mir die Leitung der Angelegenheit, Ihr Kind dem Leben wiederzuge-

ben, gönnen Sie mir das Vergnügen sie auch der Freude zuzuführen; erst wenn dies geschehen, werde ich mein Werk bei Ihnen als vollendet betrachten.«

Schwedenborg's Anwesenheit verlieh dem Leben auf dem Herrenhofe eine etwas frohere Stimmung, sein Trost erhob die Gemüther, seine religiöse Unterhaltung zerstreute nicht nur, sondern erbaute zugleich.

In solchen weihevollen Augenblicken hingen Roswitha und ihr Vater an seinen Lippen und sogen die begeisterten Worte ein, so wie der dürre Boden den ersten Frühlingsregen schlürft.

Die Jungfrau besonders zeigte sich für die mysteriösen Anschauungen des Sehers empfänglich, denn wem auf der Erde kein Glück mehr lächelt, der ergeht sich stets mit Vorliebe in geistigen Betrachtungen, man flieht willig die irdische Welt, wenn man da nichts mehr zu hoffen und zu erwarten hat.

In einer solchen traulichen Unterredung war es, wo Schwedenborg, von dem Edelherrn ersucht, den Unterschied zwischen dem Natürlichen und Geistigen erklärte.

»Für die Menschen,« sagte der Seher, »gehet das Natürliche in das Geistige über, sie betrachten die Welt unter ihren sichtbaren Formen und fassen sie in einer ihren Sinnen angemessenen Wesenheit auf; aber für den englischen Geist gehet das Geistige in das Natürliche über, er betrachtet die Welt in ihrem inneren Geiste und nicht in ihrer Form. Das ist der Unterschied zwischen dem Natürlichen und Geistigen. Unsere menschlichen Wissenschaften sind nichts als eine Zergliederung der Formen; der Weise im Sinne dieser Welt ist rein äußerlich, so wie überhaupt sein ganzes Wissen; sein Inneres dient ihm nur dazu, seine Ge-

schicklichkeit zur Einsicht der Wahrheit zu bewahren. Der englische Geist jedoch geht weit darüber hinaus, erschöpft die Kenntniß der Dinge aus dem Worte, indem er die Correspondenzen lernt, das heißt die Uebereinstimmungen, durch welche die Welten mit dem Himmel zusammenstimmen. Das Wort Gottes wurde durch solche Correspondenzen geschrieben, es verdeckt einen inneren oder geistigen Sinn, der ohne die Kenntniß der Correspondenzen gar nicht begriffen werden kann. Jene Menschen, welche über die Bücher spotten, in welche die Propheten das Wort Gottes niederschrieben, befanden sich in dem Zustande der Unwissenheit der Thierheit. Die Correspondenzen des Wortes mit den Himmeln kennen, die Correspondenzen kennen, welche zwischen den sichtbaren und wägbaren Dingen der irdischen Welt und den unsichtbaren und unwägbaren Dingen der geistigen stattfinden — das heißt, die Himmel in seinem Verstande haben! Alle Gegenstände der verschiedenen Schöpfungen haben, da sie von Gott ausgegangen, nothwendig einen verborgenen Sinn, was selbst schon die erhabenen Worte Jesaias kundgaben, der da sprach: »Die Erde ist ein Kleid!« Dieses geheimnißvolle Band zwischen dem kleinsten Theilchen der Materie und den Himmeln macht das aus, was ich das himmlische Arcanum nenne. Meine Abhandlungen über die himmlischen Arcana, worin die Correspondenzen zwischen dem Natürlichen und Geistigen erklärt sind, umfassen dreitausend Sätze und füllen sechzehn Bände. Was da ist, kommt aus dem Himmel, was da ist, erinnert an den Himmel! Jede Wirkung zeigt sich vorerst im Himmel, dann stufenweise in dem unendlich Kleinen der Erde; da die irdischen Wirkungen an ihre himmlischen Ursachen geknüpft sind, so machen sie, daß hier Alles correspondirend und bedeutsam

ist. Der Mensch ist das Vereinigungsmittel zwischen dem Natürlichen und dem Geistigen.«

Schwedenborg hielt in seinen Anschauungen ein, sah Vater und Tochter mit liebevollen Blicken an und sprach mit erhobener Stimme die Worte des Psalmisten:

»Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und sah noch keinen Gerechten untergehen!«

Roswitha's Augen füllten sich mit Thränen, sie fühlte daß dieser Trostspruch vorzüglich an sie gerichtet war.

»Daß ich gerecht bin,« antwortete sie, »das weiß der Vater im Himmel; ob ich trotzdem nicht untergehen werde, wer vermag es zu bestimmen? Was da auch komme, sein Wille geschehe!«

»Ja,« rief Schwedenborg begeistert, »sein Wille muß geschehen, denn einen andern gibt es weder im Himmel noch auf Erden!«

Und wie die fromme Eingebung gesprochen, so kam es auch.

Sein Wille geschah!

. . . .

Am nächstfolgenden Tage ereignete sich auf dem Herrenhofe zu Frainspitz nachstehende Scene.

Im Hofraume erscholl mächtiges Hundegebell, eine kreischende Weiberstimme, die einer alten Bettlerin angehörte, schrie nach Hilfe vor den sie anfallenden Haushunden; ein herbeieilender Knecht wehrte die wüthenden Kläffer ab und verhütete ein Unglück, fragte jedoch die Alte mit barscher Stimme nach ihrem Begehren.

»Ein armes, altes Weib bittet um ein Almosen,« lautete die demüthige Antwort.

»Trollt Euch aus dem Hause,« heischte ihr der Knecht zu, »und stört uns in der Arbeit nicht! Ihr könntet, denk ich, auch noch ein Stück Brotes verdienen, es würde Euch besser bekommen wie das, was Ihr erbettele!«

Die Bettlerin gab dem hartherzigen Knechte eine böse Antwort, es entspann sich ein Wortwechsel, der damit endete, daß der rohe Bursche die Alte am Arme ergriff, um sie aus dem Hofe zu stoßen, was er auch sicher gethan hätte, wäre er in seinem Beginnen nicht durch Roswitha gestört worden, die herbeikam und sich um die Ursache des Zankes erkundigte.

Das Edelfräulein hatte die Alte kaum ersehen, als sie in ihr sogleich jene Bettlerin erkannte, welcher sie bereits zweimal und zwar bei der neuen Minoritenkirche in Brünn und an der Brücke vor dem Stubenthor in Wien begegnet war.

Auch die Alte erkannte die mildthätige Dame augenblicklich, hielt ihr die Hände bittend entgegen und jammerte:

»Gnädiges Fräulein, schönes Fräulein, helfen Sie mir, unterstützen Sie mich, geben Sie nicht zu, daß ein Knecht mich mißhandle und fortsende ohne einen Bissen Brot, ohne einen erwärmenden Trunk. Ich bin alt und schwach . . .«

»Schon gut,« unterbrach die weiße Rose die redselige Bettlerin, »mit meinem Willen hat noch kein Armer diesen Hof unbeschenkt verlassen, auch Ihr sollt es nicht.«

»Geh an deine Arbeit,« wendete sie sich mit strafendem Tone zu dem Knechte, »und sei künftig barmherziger, wenn Dir der Dienst in unserm Hause ferner angenehm ist.

Dann die Bettlerin zu sich winkend, richtete sie etwas leiser die Frage an sie:

»Erinnert Ihr Euch, mir je begegnet zu sein?«

»Wie sollt' ich nicht? Meinen Sie, mein Kopf sei gar so schwach? Oh, ich denke lange, mein Gedächtniß ist treu, gleichviel ob es gilt Gutes oder Böses aufzubewahren. Ich sah Sie vor der neuen Minoritenkirche in Brünn, ich bettelte nicht und Sie beschenkten mich doch mit einem Silberstück, oh, solche Güte vergißt man nicht so leicht!«

»Doch damit,« nahm Roswitha das Wort, »endete jene Scene nicht. Ihr drängtet Euch an mich und indem Ihr auf das Fenster im ersten Gelasse eines nahen Hauses wieset, rauntet Ihr mir zu: »Dort wohnt die Schlange . . . dort . . . Ihnen droht ein Unglück . . . oh, hüten Sie sich, daß Sie ihr nicht nahe kommen . . . sie würde Sie vergiften . . . die Natter . . . .« erinnert Ihr Euch noch dieser geheimnißvollen Ansprache?«

»Ich erinnere mich der Worte, als wären sie erst heute über meine Lippen geflossen.«

»Das Erscheinen meines Vaters hinderte mich damals, mit Euch weiter zu sprechen, doch ließ ich der Person, von der Ihr mich gewarnt hattet, nachforschen, und es hieß, sie sei nach Böhmen abgereist; ich erfuhr nichts, als daß sie sich Ludmilla Prokop nenne.«

»Ludmilla,« murmelte die Alte zwischen den Zähnen, »ja, Ludmilla heißt die Natter; Fluch ihr, Fluch und Verderben!«

Sie ballte krampfhaft die Faust und schwang sie drohend gegen Brünn, damit anzeigend, daß die Gehaßte dort wieder wohne.

»Ihr kanntet wohl jene Person genau?«

»Ob ich sie kenne, ist sie doch mein Kind, mein leib-

lich Kind, oh, daß ich sie nie geboren hätte! Statt die Freude meines Lebens zu werden, wurde sie dessen Kummer, häufte Schmach und Schande auf meinen ehrlichen Namen und entehrte sich und mich.«

»Habt Ihr es nicht versucht, sie abzuhalten vom Pfade des Verderbens?«

»Ob ich's versucht habe? Unzählige Male! Ich habe sie gewarnt vor dem ersten Fehltritt, ich umklammerte sie, bat, flehte, als ich den Abweg bemerkte, den sie einschlug. Umsonst! Als Güte nichts fruchtete, wollte ich mein mütterliches Recht gebrauchen, aber der Liebhaber Ludmilla's war Hauptmann und Graf, er drohte mir mit dem Schlimmsten, wenn ich das Mädchen nicht gewähren lassen würde, ich gab ihr meinen Fluch und verließ sie, lieber wollt' ich betteln, lieber mich von Haus zu Haus schleppen, lieber unter freiem Himmel auf der offenen Landstraße verkümmern, als von dem Sündengelde eines verworfenen Kindes leben.

»Mehrere Monate später erfuhr ich, der Hauptmann habe Ludmilla verstoßen, ich wähnte die Stunde gekommen, wo sie dem mütterlichen Rathe zugänglicher, für meine Ermahnungen empfänglicher sein würde, und eilte zu ihr. Und wie schon oft begann ich wieder zu flehen und zu bitten, ich warf mich vor ihr nieder, hob meine Hände zu ihr empor, klagte und weinte, als wär's mein Leben, mein Seelenheil, das ich von ihr zu erbitten hätte. Alles war umsonst, die Elende hörte mich an, blieb kalt und antwortete nicht. Ich verließ sie. Bald darauf vernahm ich, sie sei von Brünn fort; ich erkundigte mich und erfuhr so wie Sie, sie sei nach Böhmen abgereist. Ich schenkte dieser Angabe keinen Glauben, was hätte sie auch in Böhmen zu suchen? Sie ist, so

dacht' ich mir, wahrscheinlich dem Hauptmann Rippenda — so hieß ihr Geliebter, der sie kurz vorher verließ — nach Wien nachgereist, und ich machte mich auf, ihr dahin zu folgen.

»Warum ich dies that? Ich weiß es nicht, ich habe von der Elenden nichts zu erwarten, nichts zu hoffen und doch zieht es mich ihr nach und doch ist es mir, als könne ich in keinem andern Orte leben, wo sie sich nicht aufhält. Nur ein Zufall war's, daß ich sie nach Monaten traf, sie war eine Dame geworden, ging in Sammt und Seide einher, und nannte sich das Fräulein von Schwerin. Vor Zorn und Wuth außer mir, fiel ich sie auf offenem Platze an, sie stieß mich von sich, schrie mir zu: »Laß mich, was will das tolle Weib von mir, ich kenne sie nicht!« und fuhr fort. Mein Blut erstarrte, die Worte: »Das tolle Weib« von den Lippen meines Kindes schwirrten unaufhörlich um meine Ohren, in meinem Gehirne fing es an wie Wahnsinn sich anzukrallen, ich fiel bewußtlos auf's Pflaster und fand mich im Spittel wieder.

»Mich dort als die Mutter jener Dame behaupten, die sich ein Fräulein von Schwerin nannte, galt für ein Zeichen des wieder erwachten Wahnsinns, was konnte ich daher Anderes thun, als schweigen, damit ich nicht lebenslang in dem Krankenhause verschmachten müsse. Kaum entlassen, eilte ich auf den Grabenplatz und frug in dem Hause, wo Ludmilla gewohnt hatte, nach dem Fräulein von Schwerin. Man hat sie eingezogen, hieß es.

»So hat Gottes Arm Dich erreicht, Elende!« rief ich und eilte zu den Gerichten, um sie aufzusuchen. Nachdem ich lange umsonst geforscht, traf ich einen alten Gefängnißwär-

ter, der mir anvertraute, das Fräulein von Schwerin sei krank ins Kloster der Elisabethinerinnen auf der Landstraße gebracht worden. Ich ging hinaus, erkundigte mich, doch die Pförtnerin wollte von einer Kranken des angegebenen Namens nichts wissen.

»In unserem Lazarethe, sagte sie, lag nie eine Kranke, die Fräulein von Schwerin hieß, wohl aber eine, die sich Fräulein von Werin nannte.«

»Vielleicht, dachte ich mir, hat sie wieder ihren Namen gewechselt, und verlangte das Fräulein von Werin zu sehen.

»Saht Ihr das Fräulein, war es euere Tochter?« unterbrach Roswitha aufs Aeußerste gespannt die Erzählerin.

Die Bettlerin schüttelte verneinend den Kopf und fuhr fort:

»Auch das Fräulein von Werin war nicht mehr im Kloster, man hatte es in das Krankenhaus nächst St. Marx und von dort, wie ich auf weitere Erkundigung erfuhr, über die Grenze gebracht. Als ich von dem Fräulein von Schwerin nichts mehr erfahren konnte, kehrte ich nach Brünn zurück, fest entschlossen, die Unwürdige ihrem Schicksale zu überlassen und aufzugeben. Aber welche Ueberraschung wurde mir da zu Theil! Ich fand Ludmilla verehelicht mit einem Herrn Rudolf Eber, einem stattlichen Manne, der ehedem als Grenadier und dann bei einem Grafen als Kammerdiener diente. Ueber diese günstige Aenderung in ihrer Lebensweise vergoß ich Thränen der Freude; wie gerne hätte ich die ganze bittere Vergangenheit vergessen, wenn sie den Pfad der Schande ernstlich und in Wahrheit verlassen hätte; aber dem

ist leider nicht also, sie hat den Weg der Unehre nur verlassen, um den des Verbrechens zu betreten.«

»Des Verbrechens?« rief Roswitha betroffen.

»Ich hielt mich absichtlich ferne von Ludmilla, um ihr Thun und Lassen, ihre Lebensweise, kurz ihre Aufführung unbemerkt zu beobachten; was ich da wahrnahm, was ich da entdeckte — ich kann Ihnen das Geheimniß noch nicht enthüllen.«

»Ich denke nicht daran, mich in eure Geheimnisse einzudrängen,« unterbrach das Edelfräulein die Bettlerin; »was mich zu wissen verlangt, ist ein Anderes. Ich kenne das ehemalige Fräulein von Werin, welches man Euch im Elisabethinerkloster zu Wien nannte und es fällt mir auf, daß auch jenes Fräulein, wie ich bestimmt weiß, sich unlängst vermält hat und so wie eure Tochter in Brünn wohnt. Diese sonderbare Uebereinstimmung der Umstände erweckt in mir den Verdacht, daß am Ende doch eure Tochter, das Fräulein von Schwerin und das Fräulein von Werin eine und die nämliche Person sein mögen. Es ist für mich von großem Interesse, darüber Gewißheit zu erhalten.«

Die alte Marsa bemühte sich nun von dem Aeußern Ludmilla's eine genaue Beschreibung zu geben, was natürlich mit der Erscheinung des ehemaligen Fräuleins von Werin vollkommen zusammentraf; doch genügte dies dem Edelfräulein nicht; um sich keiner Täuschung hinzugeben und der Sache sicher zu sein, wünschte sie die Tochter der Bettlerin zu sehen, und diese sollte ihr hiezu die Gelegenheit verschaffen.

Marsa mochte aber weder ihrer Tochter noch ihrem Schwiegersohne unter die Augen treten, Roswitha fand da-

her den Ausweg, daß ihr Wunsch erfüllt werden könne, ohne daß die Eheleute etwas davon erfuhren.

Darein willigte die Alte.

Auf des Edelfräuleins Veranstalten erhielt Marsa in dem Herrenhofe einstweilen freie Unterkunft, bis man ihr eine Beschäftigung zuweisen konnte, die sie recht gern versah.

Einige Tage später fuhr sie mit Roswitha am Nachmittage nach Brünn, ging mit ihr in der Dämmerungszeit am Hause vorüber, wo das junge Ehepaar ebenerdig wohnte, die weiße Rose erblickte das ehemalige Fräulein von Werin am Fenster und vernahm zugleich die Alte, welche ihm zuflüsterte: »Das ist sie — die Elende!«

Nun litt es keinen Zweifel mehr . . . das Fräulein von Werin war eine Betrügerin . . . ihr Gatte trug nie das Officiersehrenzeichen . . . was sie ihr jüngst mittheilte, war Erfindung . . . sie war nicht die Tochter eines schlesischen Edelherrn, wie sie ihr in Wien bei den Elisabethinerinnen erzählte . . . Roswitha sah ein Gewebe von Lug und Trug vor sich . . . mit einem Schlage stand vor ihr die Frage: »Was ist es nun mit Guido von Nedorost?«

Sollte Ludmilla auch darin gelogen haben? Welch ein Grund hätte sie dazu bewegen können? Oder sollte auch Guido von ihr bethört worden sein?

Zweifel über Zweifel stiegen in Roswitha's Seele auf, ein Gewirre von Vermuthungen und Möglichkeiten umstrickte sie und beschäftigte sie, ohne daß sie sich aus dem Labyrinthe herausfand, bis endlich durch Schwedenborg's Einwirken ein Lichtstrahl in das Chaos und in ihre Seele fiel.

Wir werden dies erzählen, sobald wir die Leser vorerst

mit dem bekannt gemacht haben, was sich bei dem Pandurenobristen nach dem mißlungenen Fluchtversuche zutrug.

IX.

Baron Trenk wird wieder überrascht.

Aus dem Zustande, in welchem man den alten Nohawiczka im Gefängnisse des Pandurenobristen fand, glaubte der Commandant der Citadelle schließen zu müssen, die Flucht des Barons sei ohne alles Einverständniß ausgeführt worden; der Wärter war betrunken, der Baron zog dessen Kleider an und passirte unter dieser Maske die Wachen. Der ganze Vorgang war dem Anscheine nach so einfach, daß man darob keine weitere Untersuchung einzuleiten brauchte, der Umstand, daß Nohawiczka noch nie vor dem Zapfenstreiche trunken war, wurde nicht berücksichtigt.

Der Arme, er allein mußte einstweilen die Folgen des Abenteuers tragen.

Als er den verhängnißvollen Rausch ausgeschlafen hatte, wurde er zum Rapport vor den Commandanten citirt.

Obrist Kottulinski schäumte und fuchtelte ihm mit dem spanischen Rohre vor der Nase herum, Nohawiczka schwur hoch und theuer, sein Leben lang vor dem Zapfenstreiche keinen Rausch gehabt zu haben; was ihm gestern passirt, sei so außergewöhnlich, daß er sich's nur durch die Annahme erklären könne, er sei behext worden.

»Spitzbube, was hat Dich behext?«

Nohawiczka hütete sich die Proviantmeisterstochter ins

Spiel zu ziehen, denn er wollte sich die Hebe, der er so viele Striche schuldete, nicht zur Feindin machen, und erwiederte:

»Euer Gnaden, Herr Obrist, ich möchte beschwören, daß mir's der Baron Trenk angethan hat.«

»Wart nur, Du alter Trunkenbold, gestern hat Dir's der Baron Trenk angethan, und heute wird Dich der Baron Kottulinsky behexen; meine Hexerei wird aber länger dauern wie die des Baron Trenk! Du wirst durch acht Tage krumm geschlossen, darunter vier Tage bei Wasser und Brot; ich werde Dich lehren, Instructionen punctuell befolgen!«

Armer Nohawiczka!

Nur einmal hatte er seine Instruction vernachlässigt, und wie schwer mußte er's büßen!

Doch Brigitte war nicht undankbar, sie zollte ihm die vollste Anerkennung für seine Verschwiegenheit; wir haben das Wörtlein »Voll« nicht ohne Absicht gewählt, die Flaschen, welche Nohawiczka während seiner Strafzeit vor und nach dem Zapfenstreich heimlich zugesteckt bekam, können bezeugen, daß ihre Völle nichts zu wünschen ließ.

So wie von dieser Seite, wurde Brigittens Mitwirkung auch von der andern nicht verrathen.

Baron Trenk stellte alle Verbindung mit Personen außerhalb seines Gefängnisses in Abrede und behauptete den Gedanken zur Flucht selbst gefaßt und ausgeführt zu haben.

Da man keine Anzeichen vorfand, welche auf das Gegentheil hätten schließen lassen, so adoptirte auch der Commandant die Angabe des Gefangenen und berichtete in diesem Sinne nach Wien. Die Weisung, welche er hierauf erhielt, lautete, den Baron Trenk verläßlicher zu beaufsichtigen, jedoch

ohne irgend eine Verschärfung seiner Haft und ohne eine Entziehung der ihm allerhöchst bewilligten Beneficien eintreten zu lassen.

Der Pandurenobrist nahm die Mittheilung des Commandanten über diese Weisung mit Gleichgiltigkeit auf.

»Wäre meine Haft eine verdiente,« sagte er, »so würde ich sie ohne Murren ertragen und nie einen Versuch, ihr zu entkommen, unternehmen; weil dem aber nicht so ist, so verübelt man mir, was ich unternahm, selbst in Wien nicht, und läßt Alles beim Alten. Es ist nur schade, daß Unrecht — Unrecht bleibt und wär's tausend Jahre alt.«

Oberst Kottulinsky zuckte, wie immer bei ähnlichen Anschuldigungen Trenk's, die Achsel und vermied jeden fernern Wortwechsel über dieses Thema; der Gefangene ging mit langen Schritten im Zimmer auf und nieder und erwiederte kurz und kalt den Gruß des sich entfernenden Commandanten.

Die nächsten paar Tage fanden ihn mürrisch, mißmuthig.

Früher hatte der Plan zur Flucht sein ganzes Sinnen und Denken in Anspruch genommen, er bot ihm eine geistige Beschäftigung, welche die Zeit kürzte und ihn angenehm unterhielt; jetzt aber, womit sollte er sich jetzt beschäftigen? An eine zweite Flucht war wenigstens vor der Hand nicht zu denken, Monate mußten verstreichen, die erhöhte Wachsamkeit mußte eingeschläfert werden, bevor er sich an ein neues Unternehmen wagen konnte.

Er verbrachte daher die Zeit, daß er während eines Zeittheiles sich durch Auf- und Abgehen ermüdete und während des andern ausruhte.

In dieser höchst peinlichen Stimmung ward ihm eine Ueberraschung zu Theil, ein Besuch, der ihm einen Ruf der Verwunderung erpreßte.

Eines Nachmittags klirrten zur ungewöhnlichen Stunde die Riegel seines Gefängnisses, die Pforte öffnete sich und Schwedenborg trat ein.

Trenk blieb wie erstarrt vor dem räthselhaften Manne stehen, vor dem sich selbst die Pforten des Spielberges aufthaten.

»Darf ich meinen Augen trauen?« rief er, »sind Sie es wirklich, Herr Assessor?«

»Ja, Herr Baron, ich bin es, Emanuel von Schwedenborg!«

»Wie kommen Sie hierher? Oder vielmehr, wie durften Sie bis zu mir gelangen?«

Der Seher hielt dem Obristen ein mit einem mächtigen Siegel versehenes Document entgegen.

»Dieses Certificat,« sagte er, »vom Hofkriegsrathe in Wien ausgestellt, ermächtigt mich, Sie einmal, aber nur einmal, zu besuchen und bei diesem Besuche mit Ihnen durch zwei Stunden, jedoch ohne Zeugen, zu sprechen.«

Trenk betrachtete kopfschüttelnd den hofkriegsräthlichen Geleitschein, dann fragte er lächelnd:

»Ist auch der Hofkriegsrath unter die Freimaurer gegangen?«

Darauf erwiederte Schwedenborg mit Würde und Ruhe:

»Ich wahrnehme mit Vergnügen, daß Sie Ihre gute Laune noch nicht verloren haben, trotz des Unfalles, der Sie vor einigen Tagen traf.«

»Sie wissen auch schon davon, natürlich, einem Manne, der die Zukunft kennt, kann die Gegenwart um so weniger verborgen bleiben.«

»Würden Sie, Herr Obrist, sich der Vergangenheit erinnern, Sie möchten statt des Spottes sich eines anderen Tones bedienen. Denken Sie zurück an jene Stunde, wo ich Sie im Stockhause zu Wien besuchte; damals bot ich Ihnen die Möglichkeit zu einer Flucht an, Sie wiesen meinen Antrag von sich, ich aber sagte zu Ihnen: »Meinen Augen ist's gegönnt in die Zukunft zu blicken und ich sehe den Tag, wo Sie gerne fliehen würden, ohne es im Stande zu sein!« Jener Tag, Herr Obrist, ist nun dagewesen, meine Prophezeiung ist eingetroffen.«

Der Baron stand fast gedemüthigt vor dem Seher, sein Auge stierte finster gegen den Boden.

Nach einer Pause düsteren Schweigens sagte er:

»Herr von Schwedenborg, Sie sind ein schonungsloser, fürchterlicher Mahner. Was habe ich Ihnen zu Leide gethan, was habe ich verschuldet, daß Sie gerade mich zum Gegenstande Ihrer entsetzlichen Prophezeiungen gemacht haben?«

»Sie erniedrigen mich, Herr Obrist, wenn Sie meinen Handlungen persönliche Motive zu Grunde legen. In meinen Augen ist die Materie nichts, der Geist alles. Eine Summe von Geistern ist ein Princip, gegenüber einem Principe verschwinden die Personen. Ich komme zu Ihnen nicht als der Assessor Schwedenborg, sondern als Repräsentant eines Princips und als ein — ich spreche es in tiefster Demuth aus — als ein Auserwählter des Herrn. Sie werden vielleicht auch darüber spotten, Herr Obrist, so wie über die Maurerei: ich bin angewiesen, Ihren Spott ruhig hinzunehmen, denn die

Spötter gehen nicht ein in den Tempel des Herrn. Sie haben mir nie etwas zu Leide gethan und ich verkündige Ihnen die Wahrheit, um Sie zur Anerkennung der Uebermacht des Geistes zu zwingen. Auf Ihre Frage, was Sie verschuldet haben, werden Sie die Antwort finden, wenn Sie ehrlich und unverdrossen Ihr Inneres durchforschen. Auf Ihrem Gewissen lastet eine schwere Sündenzahl, in Ihrem Herzen nistet ein Knäuel giftiger Leidenschaften. Ich näherte mich Ihnen als Helfer, Sie stießen mich zurück; ich kam zu Ihnen als Warner, Sie entzogen mir Ihr Ohr; ich sprach zu Ihnen als Freund, Sie verschlossen mir Ihr Herz. Die widerspänstige Materie wollte die Macht des Geistes nicht anerkennen und darum muß ich büßen.

»Doch genug von der Vergangenheit,« fuhr der Seher fort, nachdem er eine Minute lang innegehalten, »die Vergangenheit ist unserer Macht entrückt, selbst der Himmel kann was geschah nicht mehr ändern, der Vergangenheit muß man gedenken, aber sie nicht ändern wollen.«

Jetzt unterbrach Trenk mürrisch den Sprecher:

»Recht so, Herr Assessor, fertigen Sie die Vergangenheit nur rasch ab, damit Sie um so schneller zur Zukunft gelangen; es drängt Sie vermuthlich schon, mir wieder herbe Dinge zu verkünden . . .«

»Sie irren, Herr Obrist, der Sprung von der Vergangenheit zur Zukunft ist nicht naturgemäß, zwischen beiden liegt die Gegenwart und bei dieser wollen wir verweilen.«

»Bei meiner Gegenwart,« rief der Baron mit Bitterkeit, »oh, es ist eine zu unwirthbare Station, um sich da länger aufzuhalten. Blicken Sie um sich, und Sie haben

meine Gegenwart. Graue Mauern, vergitterte Fenster, eisenschwere Thüren, Schildwachen, einige Klafter Raum zur Bewegung, das ist meine Gegenwart.«

»Ich bedauere, daß dem so ist, Herr Obrist, doch ist damit die Gegenwart noch nicht abgethan. Ich sagte vorhin, man müsse der Vergangenheit gedenken, denn das ganze Leben ist eine Schule, die Vergangenheit ist ein Theil des Lebens und es ist nicht gut, wenn der Schüler in einer Schulabtheilung vergißt, was er in der vorhergehenden gelernt hat. Die Abtheilung, welche Sie hinter sich haben, Herr Obrist, lehrte Sie die Abwege kennen, auf welche Ihr Character, Ihre Leidenschaften Sie geführt haben, vermeiden Sie in der Gegenwart jene Fehler, zwingen Sie sich hinein in eine andere Deckungsweise und wer weiß wie sich dann Ihre Zukunft gestalten wird. Die Aufgabe der Gegenwart ist, frühere Irrungen zu vermeiden, wenn möglich, das zu verbessern, was die Vergangenheit schlecht gemacht hat, mit einem Worte, die schlimmen Folgen jener Handlungen, die sich nicht mehr ungeschehen machen lassen, so weit als es angeht, zu verwischen.«

»Ohne Umschweife, Herr Assessor, sprechen Sie offen mit mir, bin ich in der Lage für meine Zukunft etwas zu thun? Sind Sie dieses Mal nicht als Unglücksprophet zu mir gekommen? Ich bitte, sprechen Sie.«

»Schenken Sie mir ein geneigt Gehör, Herr Obrist, und bewältigen Sie jede Leidenschaft in Ihnen, damit Ihnen diese wichige Stunde Heil bringe. Nur einmal ist es mir gestattet Sie hier zu sprechen, nur zwei Stunden Zeit sind mir hiezu gegönnt und von diesen ist bereits mehr als der

vierte Theil verstrichen. Lassen Sie uns den Rest benützen zu Ihrem Frommen, zu Ihrem Glücke.«

»Zu meinem Glücke? Kann ich hoffen, es noch einmal zu werden?«

»Es liegt in Ihrer Macht, einzig und allein in der Ihrigen!«

»In meiner Macht? Ihre Aeußerung versetzt mich in Staunen und Neugierde.«

»Ich bin gekommen, Ihnen einen Rath zu ertheilen; eine hochgestellte Person hat mich dazu ermächtigt, oder noch besser, sie hat mich mit dem Auftrage beehrt. Ihre Angelegenheit steht allerhöchsten Ortes nicht so ungünstig, als es den Anschein hat, Ihr Urtheil lautet zwar auf lebenslängliche Haft auf dem Spielberge, allein der Wille der Kaiserin ist es, dieser Haft sobald als möglich, ja sogar ehestens ein Ende zu machen.«

»Oh,« fiel der Gefangene dem Sprecher feurig in die Rede, »ich habe an Theresiens Güte nie gezweifelt. Sie ist eine große Frau, eine Herrscherin, deren Name mit Ruhm fortprangen wird in der Geschichte ihrer Völker. Wie man mit mir verfuhr, es ist unverantwortlich; aber der Himmel ist mein Zeuge, daß in meiner Brust nie ein Fünkchen Groll das Bild der Monarchin getrübt hat. Aber dieser Hofkriegsrath, die ganze Masse des Federviehs, dieses kriechende Geschmeiß mit den heuchlerisch verdrehten Augen und den räuberisch ausgestreckten Krallen, dieses gewissenlose Gewürm, das Gott in seinem Zorn erschuf, um sich vom Schweiße Anderer zu mästen, dieses Höllenfutter, an dem einst selbst der Teufel sich den ausgepichten Magen verderben wird, oh, die sind es, die mich bis auf den Spielberg gebracht haben,

sie sind es, die ich millionenmal verfluche, die ich mit Wonne an den Pfahl stecken möchte, um mit diesen Pfählen den Stephansthurm zum Ergötzen der Wiener von unten bis hinauf zu verzieren.«

Schwedenborg störte den Gefangenen in diesem Erguß seine Galle nicht, als Trenk jedoch inne hielt, ergriff er die Rede und sagte:

»Sie regen sich auf, Herr Baron, und berauben sich der nöthigen Ruhe und Ueberlegung.«

»Fahren Sie nur fort, Herr Assessor, Ihre Worte, ich hoffe es, werden die aufgeregten Wogen sänftigen; haben Sie Nachsicht mit einem armen Mißhandelten, mit dem man aufs Unverantwortlichste verfuhr.«

Der Seher fuhr fort:

»Ich sagte vorhin, die Kaiserin sei geneigt, Ihre Haft ehestens zu beendigen, doch, setze ich jetzt hinzu, wünscht sie, damit dieses geschehen könne, Zweierlei. Ich bitte Sie, Herr Obrist, stets im Auge zu behalten, daß ich in hohem Auftrage spreche; daß ich mich dieser Mission unterzog, erstens, weil ich Ihnen dienen möchte und zweitens weil die Ansichten, die ich zu vertreten ersucht wurde, auch die meinigen sind.«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort.«

»Daß Sie,« sprach Schwedenborg weiter, »die Kaiserin mit der Ihnen zugefügten Unbill in keinen Zusammenhang bringen, zeigt von einer lobenswerthen Einsicht und Erkenntniß; die Stellung der Fürstin ist zu erhaben, um mit dem Getriebe niedriger Leidenschaften, die Ihr Unglück verschuldeten, in Berührung zu kommen. Die Kaiserin fühlt, daß in dem Spruche, der Sie für lebenslänglich in diese

Mauern bannt, eine ungewöhnliche Strenge liegt, eine Strenge, die ihrem milden Sinn, ihrem gütigen Herzen ferne liegt; sie fühlt dies und wünscht Ihr Loos zu ändern, möchte jedoch dabei jeden Anschein von Willkür vermieden wissen, sie möchte die Formen nicht verletzen, die jeder richterliche Spruch verdient, mit Einem Worte, Ihre Majestät wünschte eine Veranlassung, um mit Ihrer kaiserlichen Vollmacht einzuschreiten.«

»Und diese Veranlassung?«

»Diese Veranlassung, Herr Baron, muß von Ihnen gegeben werden.«

»Von mir? Was fordert man von mir, was soll ich thun?«

»Bevor ich diese Frage beantworte, gestatten Sie mir, auch den zweiten Wunsch Ihrer Majestät auszusprechen, denn wie ich schon vorhin sagte, wünscht die Kaiserin Zweierlei, bevor sie Ihrer Haft ein schnelles Ende macht. Man kennt in Wien Ihre Heftigkeit, Ihren Jähzorn, Ihre Anschauungsweise; man wünscht daher, und das mit Recht, eine Garantie für Ihr künftiges Verhalten, ein Pfand für Ihre Nachgiebigkeit, mit Einem Wort, man wünscht einen Beweis, daß die erlittene Haft Ihren Starrsinn gebeugt hat und daß Sie zur Erkenntniß Ihrer Fehler gekommen sind.«

»Wodurch soll ich diesen Beweis liefern?«

»Sie können, Herr Obrist, beide Wünsche Ihrer Majestät durch einen einzigen Act befriedigen.«

Trenk starrte den Schweden an, dieser sprach ruhig weiter:

»Sie richten und zwar augenblicklich an die Monarchin ein ganz kurzes Gesuch, mit welchem ich noch heute nach Wien abreisen muß, wenn es den gewünschten Erfolg

haben soll. In diesem Gesuche rufen Sie in einfachen, schlichten Worten die kaiserliche Gnade an ....«

Bei dem Worte »Gnade« schnellte der Obrist, wie von einer mächtigen mechanischen Kraft geworfen, vom Sitze auf.

»Gnade,« schrie er mit der ganzen Fülle seines starken Organs, »ich soll um Gnade bitten? Ich, der Baron Franz von der Trenk, soll um Gnade bitten, weil Andere das Recht mit Füßen getreten haben? Wissen Sie, Herr Assessor, was es heißt, um Gnade bitten? Wenn ich um Gnade bitte, so begebe ich mich meines Rechtes, wenn ich um Gnade bitte, so erkläre ich mich selbst für schuldig. Ich sage Ihnen, Herr Assessor, errichten Sie dort unten, in dem engen, von vier hohen Mauern umspannten Hofe einen Galgen, lehnen Sie daran eine Leiter, stellen Sie darneben den Henker, der jeden Augenblick zu seinem entsetzlichen Amte bereit ist und sprechen Sie zu mir: »Baron Trenk, bitten Sie um Gnade, oder bevor zwei Minuten vergehen, hängen Sie an jenem Galgen!« so werde ich selbst hinabrennen, werde mir mit eigenen Händen den Strick um den Hals winden, bevor ich um Gnade bitte! Nie, nie!« — schrie er mit wo möglich noch kräftigerem Tone — »und wenn alle Engel vom Himmel herab, und alle Teufel aus der Hölle heraufstiegen, und mir alle Wonnen des Paradieses oder alle Qualen der ewigen Verdammniß verhießen, um Gnade werde ich niemals bitten, — nie — nie!«

Schaum umsäumte wie Geifer seinen Mund, das pulververbrannte Antlitz war aschgrau geworden, die Pupillen seiner Augen hatten sich verlängert wie die einer Katze, wirbelten im Kreise herum und leuchteten wie Phosphor in dem Halbdunkel des Kerkers.

Noch nie war der Gegensatz der Charactere Schweden=

borgs und Trenks so grell hervorgetreten wie bei dieser Gelegenheit.

Der Pandur ein weiß glühendes Eisen, zischend und sprühend — der Seher ruhig und kalt wie Marmor, seines dauernden Werthes und seiner überlegenen Macht sich bewußt.

Mit jener imponirenden Hoheit, die dem geistigen Menschen stets innewohnt, hörte der Seher den Panduren an, und erst als dieser, von übergroßem Eifer schnell erschöpft, schwieg, bemächtigte er sich des Wortes und sprach:

»Wie ich wahrnehme, Herr Obrist, stellen Sie sich auf eine falsche Grundlage und beurtheilen von dort her Ihre Angelegenheiten; falsche Prämissen verleiten Sie zu falschen Schlüssen. Sie wollen nicht nm Gnade bitten, weil Sie fürchten, sich damit Ihres Rechtes zu begeben, ich frage jedoch, liegt das Recht so unzweifelhaft auf Ihrer Seite? sind Sie in Wirklichkeit so unschuldig, wie Sie nach Ihrer Ansicht zu sein glauben? Ich gehöre nicht zu Ihren Richtern und ich möchte auch keiner von ihnen sein, trotzdem aber sage ich Ihnen, daß Sie nicht unschuldig sind, daß das Recht nicht ganz auf Ihrer Seite liegt. Sie haben sich um das Kaiserhaus unläugbare Verdienste erworben, war jedoch der Patriotismus die einzige Triebfeder, die Sie in den Kampf nöthigte? O nein! Ihr Ehrgeiz, Ihre Ruhmbegierde, Ihre Habsucht hatten einen guten Theil daran, Sie stiegen trotz Ihrer Jugend zu hoher Würde empor, Sie sammelten Reichthümer und die Welt weiß, daß Sie ganze Schiffe voll kostbarer Waffen, Waaren und Silberzeug die Donau hinab auf Ihre Güter sandten, daß Sie sich nicht nur in Feindes-, sondern auch in Freundesland bereicherten. In diesen Thatsachen geht ein

großer Werththeil Ihrer Verdienste unter und Ihr Patriotismus verliert jenen Nimbus, den Sie für ihn beanspruchen. Je mehr Ihr wirkliches Verdienst erblaßt, desto schärfer tritt Ihre Schuld hervor. Sie haben den Krieg auf eine unverantwortliche Weise geführt, Sie mit Ihren Horden haben die Barbarei vergangener Zeiten wieder belebt, haben, ohne daß der Kriegszweck es erforderte, Städte eingeäschert und über schuldlose Bürger die Gräuel der Plünderung und des Mordes verhängt. In Böhmen, Schlesien und Baiern, am Rhein und im Elsaß wird man noch nach Jahrzehnten den Namen Trenk mit Entsetzen aussprechen und der Fluch einer Generation wird Ihnen ins Grab folgen. Daß auch Andere gleich Ihnen gehandelt, spricht Sie von Schuld nicht frei; wenn schon jeder Krieg an und für sich ein Uebel ist, so ist ein Krieg mit Führern Ihres Gleichen ein dreifach Uebel. Wie viele Menschenleben, wie viel Menschengut, wie viel Menschenglück ist durch Ihren Uebermuth, durch Ihren Jähzorn, durch Ihren Unglauben, durch Ihre Hab- und Rachsucht zu Grunde gegangen, und Sie wähnen sich trotzdem frei von aller Schuld und weigern sich, um Gnade zu bitten? Daß Sie auf dem Spielberg sitzen, ist eine Strafe Gottes, moralisch so gerecht, als je eines Sünders Strafe war, wenn auch bei dem Verfahren mit Ihnen den Formen des irdischen Gesetzes nicht vollkommen genügt wurde. Ich rathe Ihnen daher, Herr Obrist, geben Sie den Gedanken an Ihr Recht auf und lassen Sie mich ohne Ihr Gesuch nicht von hinnen ziehen, bitten Sie um Gnade ....«

»Sprechen Sie das verhaßte Wort nicht aus,« fiel Trenk dem Schweden in die Rede, »ich will es nimmer hören. Wie, Sie selbst, ein Cavalier wie ich, rathen mir, mich zu demüthigen?«

»Ist Demuth eine Schande? Christus der Herr war zwar kein Cavalier, er war nur der Sohn Gottes, aber er trug sein Kreuz in Demuth auf den Berg und noch in der Sterbestunde betete er für seine Peiniger: »O Herr, vergib Ihnen, Sie wissen nicht was Sie thun!«

Nach einer kurzen Pause fuhr der Seher fort:

»Herr Obrist, ich bin mit meinem Auftrage zu Ende. Ihr Loos liegt einzig und allein in Ihrer Hand. Ein Gnadengesuch verschafft Ihnen ehestens die Freiheit und wer weiß welch' eine ehrenreiche Laufbahn Ihnen dann noch bevorsteht! Verschmähen Sie es aber in Demuth, Ihre Schuld anzuerkennen, so geben Sie, ich verkünde es Ihnen, jede Hoffnung auf, diesen trostlosen Aufenthalt je zu verlassen. Ihr Starrsinn, Ihr Auflehnen gegen die Wünsche der Kaiserin werden selbst Ihre Beschützer mit Unmuth erfüllen und man wird Sie aufgeben, vergessen! Heute erst vier und dreißig Jahre alt, werden Sie wer weiß wie viele Jahre noch in dieser Haft verbringen und hier Ihr Leben enden. Nach einigen Jahrzehenten werden die Verdienste des auf dem Spielberg verstorbenen Baron Trenk vergessen sein, und nur die Barbareien des Pandurenobristen werden im bösen Andenken fortleben.«

Der Blick des Obristen war mit düsterem Grolle auf den Assessor gerichtet.

»Wie schrecklich auch Ihre Verkündigung lauten mag,« sagte er, »ich bin darauf gefaßt, daß auch sie sich bewahrheite, wie Alles, was Sie mir bisher prophezeit. Wenn meine Freiheit von einem Gnadengesuche abhängt, werde ich sie nie erlangen. Ich habe ausgeredet.«

»Auch ich, Herr Obrist, ich habe heute zu Ihnen mein

letztes Wort gesprochen, wir werden uns in diesem Leben nicht mehr sehen. Leben Sie wohl.«

Eine Handbewegung Trenks vertrat die Stelle des Grußes.

Pandur und Freimaurer schieden für immer.

X.

Baron Trenk faßt einen Entschluß.

Als die Thür des Gefängnisses sich hinter dem schwedischen Assessor schloß, fiel es dem Obristen wie eine Centnerlast auf das Herz; er fühlte, daß ein unwiederbringlicher Moment unbenützt vorübergegangen war, daß er mit seiner Weigerung wie jener spanische Abenteurer die Schiffe hinter sich verbrannt hatte.

Jetzt erst war er lebenslänglich ein Gefangener! Dieser Gedanke lastete wie ein Alp auf seiner Brust.

Die Feinde des Obristen beschuldigten ihn des Atheismus; ihre Anklage war gerecht, obwohl die Beweise, die sie dafür anführten, nicht Stich hielten.

Trenk war wirklich einer der gefährlichsten Atheisten; ohne Philosoph zu sein, glaubte er doch an keine Vorsehung, an kein Jenseits, für ihn war das Grab ein Schlußpunct, hinter dem nichts mehr existirte; der treueste Anhänger der modernen skeptischen Schule konnte nicht ungläubiger sein.

Bis jetzt war ihm das Bedürfniß nach Glauben nicht fühlbar geworden; sein bisheriges Leben bestand aus einem ununterbrochen fortgesetzten Kampfe entweder mit dem

Feinde außer Land oder mit seinen Feinden im Lande. Dieser Kampf nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch, hielt seine Geister rege, beseelte ihn mit der Hoffnung des Sieges und er fühlte die Leere in seiner Brust nicht, den Abgang jener Stütze, an welche der wahrhaft Unglückliche sich so gerne klammert.

Jetzt aber, seitdem die Verkündigung Schwedenborgs ihm jede Hoffnung genommen hatte, jetzt, da er nichts vor sich sah, als eine lebenslängliche Haft, jetzt erst fühlte er, daß er wahrhaft unglücklich sei, und jetzt begann er jene Kraft zu suchen, jene Macht des Glaubens, die ihn stützen, die ihn aufrecht erhalten sollte.

Er suchte ohne zu finden.

So lange bei Trenk der körperliche Mensch zu wirken hatte, war er am Platze, sobald aber der geistige in den Vordergrund treten und seine Kraft zeigen sollte, kam die Ohnmacht an den Tag.

In dem colossalen Körper wohnte eine kleine Seele, die vom Sturme gepeitscht wie ein Schifflein hin und her flog und endlich, an den Felsen geschleudert, zerbarst.

Damit erklärt sich der merkwürdige Proceß, welcher in seinem Innern vorging noch und der merkwürdigere Entschluß, der aus diesem Processe entsprang.

»Dahin also,« haderte er mit sich selbst, »ist es mit mir gekommen, daß ich in diesem erbärmlichen Neste sterben soll.

»Was der entsetzliche Assessor mir bis nun verkündete, ist Alles zugetroffen, auch seine letzte Prophezeiung wird in Erfüllung gehen, ich zweifle nicht daran und doch konnt' ich nichts anders, oder hätt' ich vielleicht, wie er mir rieth,

um Gnade betteln sollen? Nimmermehr! Wer weiß ob sie mir in so ausgedehntem Maße zu Theil geworden wäre, wie der Schwede es versprach; wer weiß, ob sein Vorschlag nicht eine Falle war, um mich zu demüthigen? Um der Welt zu zeigen, daß ich mich selbst für schuldig erkannte und mich trotz meiner Nachgiebigkeit in diesen Mauern verschmachten zu lassen.«

Nachdem er durch diesen arglistigen Trost seinen halsstarrigen Stolz zu vertheidigen suchte, fuhr er fort:

»Der Schwede behauptet, das Recht befinde sich nicht auf meiner Seite, das ist nicht wahr! Im Wege des Gesetzes konnte man mich nicht verurtheilen; was ich moralisch verschuldet, darüber haben weltliche Richter nicht abzuurtheilen.

»Der Assessor sagte weiter, daß Alles, was ich jetzt leide, eine Strafe Gottes sei, darin mag er Recht haben und ich werde etwas thun müssen, um meine moralische Schuld, wie er's nennt, zu sühnen; Gott ist, wie der Feldpater gar oft predigte, gnädig und barmherzig, er wird also auch bei mir keine Ausnahme machen, wenn ich mich bis jetzt auch wenig um ihn bekümmert habe. Ich erinnere mich einmal gehört zu haben, daß ein bekehrter Sünder in den Augen Gottes mehr Werth habe, wie einer, der von Jugend an fromm war; gut, ich will mich bekehren, ich will fromm werden, ich will dem Teufel einen Strich durch die Rechnung machen, und ihn um eine arme Seele betrügen.«

In dieser Weise erging sich der Pandurenobrist, als bei ihm das Bedürfniß erwachte, die Leere auszufüllen, welche der Abgang des religiösen Gefühles verursachte.

Die letzte Scene mit Schwedenborg beschäftigte ihn un-

aufhörlich, sein treues Gedächtniß bewahrte ihm die Reden des Sehers, und er grübelte tagelang über dessen einzelne Aeußerungen, je nachdem er bald diese oder jene zum Thema seines Nachdenkens machte.

»Nach einigen Jahrzehenten werden die Verdienste des auf dem Spielberg verstorbenen Baron Trenk vergessen sein und nur die Barbareien des Pandurenobristen werden im bösen Andenken fortleben.«

Auch das hatte Schwedenborg gesagt und der Baron räsonnirte gar bitter darüber.

»Ich habe fünf Jahre gegen die Feinde meines Vaterlands mit Ruhm und Auszeichnung gefochten, ich habe mehr als 10.000 Feinde gefangengenommen, viele feste Plätze erobert, Millionen an Kriegscontribution eingetrieben, ich habe Gefahren und Mühseligkeiten bestanden, habe rohe Völker für den Kriegsdienst tauglich gemacht, habe auf dem Schlachtfelde geblutet und dies Alles sollte in Jahrzehenten schon vergessen sein, alle Lichtseiten meines Wirkens sollten der Nachwelt entzogen bleiben und nur die Schattenseiten ihr bekannt werden? Meine Feinde haben meine Macht gebrochen, sollte es Ihnen gelingen, auch meinen Ruhm zu begraben? Sollte ich in den Augen der Nachwelt wirklich nur als ein auf dem Spielberg gestorbener Missethäter fortleben?«

Der leztere Gedanke erfüllte das Herz des Obristen mit einer unnennbaren Bitterkeit.

Sein Ehrgeiz bäumte sich wie ein mächtig Streitpferd, die Ruhmsucht stachelte ihn auf und machte sein ohnedem heißes Blut noch mehr erglühen.

Unter den Triebfedern, die alle seine Handlungen bestimmten, die ihn leiteten und spornten, standen diese Ge-

fühle in leidenschaftlicher Größe in vorderster Reihe, sie spiegelten ihm stets ein Bild der Größe vor, eine hohe Stellung, die zu erreichen der Zielpunct seines Strebens war; und nun sollte er nicht nur sein Ziel nicht erreichen, sondern er sollte bei der Nachwelt an Ruhm und Größe auch das noch einbüßen, was er bis jetzt errungen hatte?

Je länger der Baron darüber nachdachte, desto lauter und deutlicher sprach es in ihm, daß er dieser Schmach vorbeugen, daß er auch nach dieser Seite hin etwas thun müsse, um mindestens für die Zukunft das zu retten, was er bis jetzt verloren.

Eine andere Aeußerung Schwedenborgs lautete: »Heute erst vierunddreißig Jahre alt, werden Sie wer weiß wie viele Jahre in dieser Haft verbringen und hier Ihr Leben enden!«

»So jung noch,« klagte Trenk, »und ich muß, was mir an Jahren noch bevorsteht, in Unthätigkeit verleben, ich muß verzichten auf alle Annehmlichkeiten dieser Erde, muß Allem entsagen, was mir bisher zum Bedürfniß wurde, muß bleiben ein armseliger Gefangener, und es ertragen, daß man mich, wer weiß wie lange noch, wie ein wildes gefährliches Thier in diesen Käfig sperrt, muß hier verkümmern, verkrüppeln, und es vielleicht selbst noch mit erleben, wie meine Schatten sich immer mehr hervordrängen und mich endlich ganz und gar bedecken werden, so daß von dem Obristen Baron Trenk nichts mehr sichtbar sein wird, als der Missethäter auf dem Spielberge. Und darum soll ich noch eine Reihe von Jahren leben, darum dulden, darum entsagen?«

»Muß ich das? Muß ich leben? Wer kann mich zwingen zu leben, wenn ich nicht will? Besitze ich nicht . . .«

Hier hielt der Obrist inne . . . wie ein Blitz durchfuhr es ihn . . . wie siedendes Oel wälzte es sich durch seine Adern.

Was von dieser Stunde an durch sein Gehirn raste, war ein toller Fastnachtsspuk, ein Veitstanz der Gedanken; wie ein Chaos füllte es seinen Kopf, er lebte mehrere Tage wie von einem wüsten Traum befangen; die Geschichten der Märtyrer und Heiligen, der Propheten und Wundermänner — so weit sie ihm bekannt waren — zogen gleich Fäden zu einem Gewebe verschlungen durch seine Seele; sein nach Ruhm lechzender Geist peitschte die Gedanken in die Ferne, wie eine unbarmherzige Mutter ihre Kinderchen hinausjagt, damit sie für sie betteln und ihr ein Almosen heimbringen.

Endlich rang sich aus diesem Paroxysmus, aus dieser Revolution von Leidenschaften und Gedanken eine Idee heraus, eine Idee, so extrem, so entsetzlich und dabei so wunderbar lächerlich, wie sie nur aus dem Wesen eines Menschen wie Trenk emporwuchern konnte.

An diese Idee klammerte er sich fest, daß sie ihm ja nicht mehr entschlüpfe.

Diese Idee veränderte den Gefangenen in einen Triumphator; stolz hob er den Kopf gegen die Decke des Gemaches, hochmüthig flog sein Blick durch das vergittrrte Fenster.

»Ich habe den Weg gefunden,« rief er, »auf dem ich trotz Kerker und Riegel zum ewigen Ruhme, zur Unsterblichkeit gelangen kann. Ich werde Triumphe feiern über jene, die mich zum ewigen Missethäter stempeln wollten, ich werde der Hölle einen Strich durch die Rechnung ziehen, und selbst der Schwede, der mit seinem prophetischen Geiste mich so

oft demüthigte, soll den Panduren anstaunen, der es verstand, sich zum Wundermann aufzuschwingen!«

. . . .

Am nächsten Tage ließ Trenk den Commandanten zu sich bitten.

»Herr Obrist,« redete er den Baron Kottulinsky an, »Sie wissen, daß ich Herr meines Vermögens bin.«

»Ich weiß es.«

»Es steht mir sonach frei, mit meinem Eigenthume nach Belieben zu verfügen.«

»Innerhalb der Grenzen der Gesetze,« bemerkte der Commandant.

»Ich denke nicht daran, die Gesetze zu umgehen oder zu überschreiten; ich ersuche Sie blos nach Wien zu berichten, daß man mir meinen Advocaten, den Doctor Berger, hiehersende, damit er mein Testament zu Papier bringe.«

»Ihr Testament?« fragte der Commandant erstaunt, »fühlen Sie sich unwohl?«

»Ich befinde mich so wohl, als sich Einer befinden kann, der unschuldig auf dem Spielberg gefangen sitzt . . . fürchten Sie nichts, Herr Baron, ich werde Sie mit meinen Klagen nicht mehr behelligen, ich bin nicht der letzte Märtyrer, der unschuldig leidet, ich verzeihe meinen Richtern, möge auch der himmlische Vater ihnen verzeihen, ich will von nun an für mich und für ihr Seelenheil beten.«

Der Pandurenobrist sprach diese Worte mit einer weihevollen Salbung, worüber der Commandant betroffen wurde, denn er glaubte den Baron von Irrsinn befallen.

Trenk wollte beten, wollte für sich und seine Feinde beten!

Baron Kottulinsky glaubte zu träumen, als er dies hörte.

Endlich sagte er: »Sie befinden sich, wie Sie behaupten, vollkommen wohl, warum wollen Sie jetzt schon Ihren letzten Willen abfassen?«

»Ich bin ein lebenslänglich Gefangener, ich werde mit der Welt außerhalb des Spielberges in keine Berührung mehr kommen, ich will daher mit dieser Welt abschließen. Die Anfertigung meines Testaments soll mein letzter weltlicher Act sein, dann will ich mich blos mit meinem geistigen Heil, mit dem Jenseits beschäftigen. Zu diesem Zwecke ersuche ich Sie auch zu veranlassen, daß mir von nun an ein ehrwürdiger Vater aus dem heiligen Orden der Capuziner zum Beichtvater beigegeben werde; ich habe für diese heilige Brüderschaft stets eine besondere Vorliebe empfunden, weil ich in Ihrem Kloster ein Asyl fand, als ich ein verfolgter Flüchtling zum ersten Male nach Wien kam.«

Der Commandant sah den Gefangenen anfangs mit ungläubigen, dann mit mißtrauischen Blicken an, doch versprach er dessen Wünschen pünctlich nachzukommen.

»Ich muß die Aufmerksamkeit verdoppeln,« sprach er bei sich, als er Trenks Gefängniß verließ, »denn wenn der Pandur nicht verrückt ist, so führt er Schlimmes im Schilde; er denkt vermuthlich wieder an eine Flucht und will so wie früher den Wärter jetzt den Beichtiger dazu mißbrauchen; aber er soll die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, diesmal werde ich selbst mit vigiliren.«

Baron Kottulinski irrte sich, der Pandurenoberst dachte an keine Flucht, er hatte ein anderes, ein hehres Ziel im Auge, ein Ziel, ähnlich dem, wie es Schwedenborg, ohne

es zu wollen, erreicht hatte; nur Schade, daß die Mittel, die der Pandur wählte, nicht die eines Schwedenborg, sondern die eines Trenk waren.

XI.

Ludmilla liefert einen Beleg, daß manchmal auch die besten Schwimmer ertrinken.

Rudolf und Ludmilla hatten zu Wien einen tückischen Plan ersonnen, der unverschuldetes Unglück über zwei Familien brachte, sie wirkten eifrigst mit, als es galt, den Baron Trenk des Hochverrathes zu beschuldigen, sie hatten sich somit bereits eine tüchtige Last von Schlechtigkeiten aufgebürdet und dennoch fühlten sie bisher weder Bangen noch Beklommenheit.

Seitdem jedoch das Unternehmen, welches den gefangenen Trenk in Freiheit setzen sollte, vereitelt war, verfielen die liebenswürdigen Gatten einer unsäglichen Angst.

Sonderbar, in Wien, wo sie viel schwerere Verbrechen begingen, blieben sie sorglos und ruhig, in Brünn dagegen regte sich bei einer niederen Schuld Angst und Bangen. Woher rührte diese erhöhte Empfindlichkeit?«

In dem einfachen Umstande, daß das ehrenbedürftige Paar in Wien nicht allein stand, sondern tüchtige Stützen und einflußreiche Helfer hinter sich wußte, während es in Brünn auf eigene Faust sündigte, daher auch ganz allein die Folgen zu tragen hatte.

Sowohl der Ex-Grenadier wie seine Gattin irrten sich in der Berechnung des Effectes ihrer angelegten Mine, gleich-

viel ob sie aufflog oder ausblieb. Sie fühlten nach der That in ihrem Innern einen Schreck, wie sie ihn früher nie empfunden hatten; das Bewußtsein der Isolirtheit überkam sie; wenn ihr Complott entdeckt wurde, so durften sie in Brünn nicht auf die Löwenwalde zählen, die ihnen in Wien unter die Arme griffen, um mit ihnen das Gesetz zu umgehen und sie außerhalb dessen Treffweite in Sicherheit zu bringen.

Die Gatten litten daher unsägliche Pein, als sie von der mißlungenen Expedition heimkehrten; eine schlaflose Nacht, begleitet von Qualen, wie sie nur ein Gefolterter empfinden kann, ging einem wo möglich noch peinvolleren Tage voraus.

Jedes Geräusch auf der Straße machte sie noch mehr erbleichen, denn der Gedanke: »Jetzt kommt man, euch zu holen!« wich nicht aus ihren Seelen.

Rudolf trug sich eine Weile mit dem Entschlusse einer Flucht herum und hätte ihn sicher ausgeführt, würde Ludmilla's Ueberredungskunst ihn davon nicht abgebracht haben.

»Fünfzehn Stunden,« sagte sie, »liegen bereits hinter dem beabsichtigten Unternehmen, wären wir verrathen, wir befänden uns nicht mehr in unserer Wohnung.«

»Aber theure Ludmilla,« replicirte der Gatte weinerlich, »Du mußt erwägen, daß der Commandant vielleicht die Sache jetzt erst beim Rapport untersucht, daß wir jetzt erst verrathen worden.«

»Wenn dies der Fall wäre,« antwortete Ludmilla, »dann würde die Flucht uns auch nichts nützen, weil sie zu spät käme. Kurz und gut, unsere Aufgabe heißt abwarten, wir müssen erfahren, wie die Dinge auf dem Spielberge stehen.«

Die Beruhigung darüber erschien Nachmittags in Form einiger Zeilen, welche Brigitta ihnen zusandte.

Ludmilla, die sie zuerst las, hielt sie ihrem Gatten triumphirend entgegen und sagte:

»Wir haben nichts zu befürchten, die Flucht des Obristen mißlang, die Schuld wird jedoch einzig und allein dem alten Nohawiczka zugemessen, der Commandant weiß nichts von einem Complotte, wir können ruhig sein.«

»Du vergiß, theure Ludmilla,« erwiederte Rudolf, »daß wir von einer andern Seite her auch noch bedroht sind. Deine Mutter hat uns belauscht.«

Diese Erinnerung dämpfte den erwachenden Muth der jungen Frau neuerdings und sie sagte kleinlaut:

»Gegen diese Seite hin muß unsere ganze Aufmerksamkeit gerichtet sein; daß sie unser Geheimniß kennt, ist außer Zweifel, doch hoffe ich, daß sie uns jetzt vielleicht schonen wird.«

»Warum jetzt? Deine Mutter ist salva venia eine alte Hexe, eine boshafte . . .«

»Meine Mutter war boshaft, so lange sie Grund besaß, mit meinem Lebenswandel unzufrieden zu sein, jetzt, da ich vermält bin . . .«

»Wird sie vielleicht Raison annehmen, meinst Du? Gott geb' es, obwohl ich mir von der Raison eines alten Weibes blutwenig verspreche.«

Wie dieses Gespräch beweist, mußte das Ehepaar noch immer auf der Hut sein, sie hielten sich hübsch bescheiden im Schatten, lauschten nach allen Winden, horchten, forschten mit Vorsicht, kurz sie glichen dem Wilde, das sich hinter

Busch und Dickicht verborgen hält, damit der Waidmann seine Spur ja nicht wittere.

Unter diesen Verhältnissen verstrichen mehrere Tage, eine Woche füllte sich, die zweite kam in Lauf und da sich nirgends was Verdächtiges zeigte, da in der Stadt von der versuchten Flucht des Pandurenobristen fast nichts verlautete, so verlor sich nach und nach die Angst, die Ruhe und mit ihr die alte Zuversicht kehrte bei den Gatten wieder, umsomehr da sie trotz der angestellten Nachforschungen über den Aufenthalt der alten Marsa keinen Fingerzeig bekamen.

An einem Nachmittage befand sich Ludmilla allein zu Hause, der Ex-Grenadier war ausgegangen, oder richtiger gesagt, ausgeschlichen, um zu recognosciren, ob noch kein conträrer Luftzug sich erhebe.

Die junge Frau, von dem beruhigenden Gefühle beseelt, die letzte mißlungene Intrigue bereits glücklich hinter sich zu haben, mochte bereits an ein neues Abenteuer denken, als ein fremder Mann zu ihr in die Stube trat und sie einlud, einen guten Bekannten, der sich hier auf der Durchreise befinde, in einem Gasthofe zu besuchen.

Ludmilla forschte nach dem Namen des angeblichen Bekannten, der Bote gab vor, ihn nicht zu wissen.

»Ich weiß nur,« sagte er, »daß der fremde Cavalier von Wien kommt und nach Prag reist. Wie er mir sagte, habe er in sehr dringender Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen.«

»Ist er vom Civile?«

»Er trägt sich wie ein Civilist, doch scheinen einige Theile seines Gepäckes schließen zu lassen, daß er dem Militärstande angehöre. Ich sagte ihm, er möge mir doch seinen

Namen nennen, damit Madame Eber der Einladung um so sicherer Folge leiste, er meinte jedoch, es sei auf eine angenehme Ueberraschung abgesehen und er wollte weder Sie noch sich darum verkürzen.«

Ludmilla, die sich unterschiedlicher Bekanntschaften im Militär und mitunter sehr intimer erfreute, ließ sich die Wohnung, wo der Fremde einlogirte, angeben und versprach bald nachzufolgen.

Nachdem der Bote sich entfernte, ging sie im Geiste die Reihe ihrer kriegerischen Bekanntschaften durch, um den Namen des Cavaliers zu errathen, der sie in dringender Angelegenheit zu sprechen wünschte, und dessen Wiederfinden ihr eine angenehme Ueberraschung zu bereiten im Stande sein sollte.

Aus der Flut dieser Erinnerungen tauchten empor unterschiedliche Fähnriche, die sie jedoch wegen ungeeigneter Qualification wieder untergehen ließ, dann kamen mannigfache Oberlieutenants zum Vorschein, die aber auch nicht Elasticität genug besaßen, sich über der Oberfläche zu erhalten, endlich erschienen mehre Hauptleute und Ludmilla, mit einem von ihnen besonders beschäftigt, sprach bei sich: »Es wird doch nicht Rippenda sein? Das Ungeheuer wird doch nicht so eilel sein, mir durch sein Wiedererscheinen eine angenehme Ueberraschung bereiten zu wollen? Wenn ich gewiß wüßte, daß er es ist, ich würde mir den Gang ersparen, er hat solche Mühe um mich nicht verdient.«

Nach einem kurzen Besinnen: »Ich bin zu neugierig, als daß ich der Einladung nicht folgen sollte, außerdem hab' ich mein Wort bereits gegeben und darf den guten Bekannten nicht vergebens warten lassen. Er wär' im Stande, mich hier in der Wohnung aufzusuchen — denn Soldaten lassen in

der Regel mit sich nicht scherzen — und wenn Rudolf dazu käme, so hätte ich die lästige Mühe des Besänftigens. Es ist daher jedenfalls am klügsten, ich begebe mich in den Gasthof und finde ich das Ungeheuer von einem Hauptmanne dort, dann werd' ich nicht ermangeln, mit ihm abzurechnen wegen der gewissenlosen Insolenz, mit der er mich verlassen hat.«

Die junge Frau, um bei ihrer Heimkehr dem Gatten nicht aufzufallen, machte keine auffallende, sondern blos eine sorgfältige Toilette und begab sich dann auf den Weg zu dem angegebenen Gasthofe.

Da sie von dem Boten auch die Nummer des Zimmers wußte, konnte sie, ohne erst darnach zu fragen, eintreten, was mit einer Mischung von Erwartung, Bangen und Neugierde geschah.

So viele Bilder einstiger »Bekannter« die junge Frau auch aus dem Strome der Vergangenheit heraufbeschworen hatte, an den, den sie in Wirklichkeit vorfand, hatte sie nicht gedacht.

Es war — Guido von Nedorost!

In dem Augenblicke, wo sie ihn erkannte, blieb sie regungslos stehen, als hätten ihre Füße in dem Zimmerboden Wurzel geschlagen; der öftere rasche Farbenwechsel auf ihrem Antlitze zeugte von dem Wechsel der Empfindungen in ihrem Busen. Ueberraschung, Scham, Freude, Furcht verdrängten sich wechselseitig, um endlich einer Verlegenheit Platz zu machen, die ein Gemenge aller der erwähnten Empfindungen in sich trug.

Guido, dessen Wangen vom Gram der letzten Zeit merklich gebleicht, dessen Augen von einem Hauche tiefer

Schwermuth umzogen waren, empfing die Eingetretene mit einem entschlossenen Ernste, mit einer fast drohenden Haltung.

»Treten Sie näher, Madame,« begann er mit einem Tone, der gebieterisch klang, »mein Anblick scheint Sie zu erschrecken, Sie haben mich wohl nicht erwartet?«

»In der That, Herr von Nedorost,« antwortete Ludmilla, »Ihre Absicht, mich zu überraschen, ist Ihnen vollkommen gelungen.«

»Ich hoffe, daß mir auch die andere Absicht, die mich hieherführte, gelingen wird.«

»Sie ließen mir sagen, Sie hätten in einer dringenden Angelegenheit mit mir zu sprechen?«

»So ist es auch, Madame, und ich denke, die gekränkte Ehre eines Mannes ist dringend genug, um Sie zu mir bemüht zu haben.«

Obwohl Ludmilla gleich im ersten Momente die Scene, welche ihr bevorstand, durchschaute, fing ihre Brust doch ängstlich zu pochen an, als sie Guido's Angriff wahrnahm, dessen Heftigkeit außer Zweifel stand.

»Sie sprechen von der gekränkten Ehre eines Mannes,« erwiederte sie schüchtern, »ich anerkenne die Dringlichkeit, doch begreife ich nicht, was ich damit zu thun habe?«

»Madame, als ich Sie zu mir einladen ließ, beschloß ich Ihnen gegenüber mit aller möglichen Geduld zu verfahren und nie die Schonung außer Acht zu lassen, die man den Frauen selbst dann schuldig ist, wenn sie auf Kosten ihrer Schwäche mehr als erlaubt gesündigt haben; in diesem Augenblicke bin ich meinem Beschlusse noch treu, ich bitte Sie jedoch zu erwägen, daß meine Geduld und meine Schonung auch

eine Grenze haben; zwingen Sie mich nicht, diese Grenze zu überschreiten, denn Sie allein würden davon den Nachtheil zu ertragen haben.

»Madame,« fuhr er in einem merklich gehobenen Tone fort, »Sie haben mich in Wien in der Alsercaserne besucht. Ohne daß ich Sie kannte, ohne daß ich Sie je sah, flehten Sie mich an, Ihnen meine Liebe zu schenken. Ich weigerte mich dessen und gestand Ihnen, daß mein Herz nicht mehr frei sei. Das Mitleid, welches mir Ihre Liebesqual einflößte, mochte Sie bewogen haben, mich ein zweites Mal aufzusuchen, bei welcher Gelegenheit Sie mich jedoch nicht zu Hause fanden. Seit damals — es war das eine und letzte Mal — sah ich Sie nicht wieder, das wissen Sie eben so gut wie ich. Trotzdem haben Sie als Kranke im Kloster der Elisabethinerinnen Ihrer Wärterin, dem Fräulein von Werhotitz, eine Geschichte erzählt, in welcher Sie mich als Ihren Verderber und Verführer brandmarkten. Ihr freches Lügengewebe, das ich leider erst vor einigen Tagen erfuhr, war für mich von bedauernswerthen Folgen, es entzog mir die Achtung und die Liebe jenes Wesens, welches mir das Theuerste auf dieser Erde ist, es machte mich unglücklich. Was Sie, Madame, als Fräulein von Werin sprachen, geschah nicht zufällig, sondern in der bösesten Absicht, Sie mußten um meine Liebe zu dem Fräulein von Werhotitz gewußt haben und verleumdeten mich. Ich mag den Grund, der Sie dazu bewog, nicht untersuchen, ein edler war er sicher nicht. Sie waren vordem mir und dem Fräulein von Werhotitz unbekannt, Sie konnten also weder von mir noch von dem Fräulein gekränkt worden sein; daß ich Ihre Liebe nicht erwiederte, hätte mir Ihre Achtung und nicht Ihren Haß erwerben sollen. Doch genug davon, ich ver=

mag nicht für den Schmerz, den Sie mir bereiteten, Rechenschaft zu begehren, machen Sie, was geschah, mit Ihrem Gewissen ab; allein als Mann von Ehre muß ich darauf dringen, daß Sie den Schmutz, mit dem Sie meinen guten Namen bemakelten, wieder beseitigen.«

»Was begehren Sie von mir?« fragte Ludmilla kleinlaut.

»Ich fordere von Ihnen ein offenes Geständniß vor dem Fräulein von Werhotitz.«

»Sie werden mich nie dazu bewegen,« versetzte Frau Eber mit vieler Bestimmtheit, »wahr ist, wessen Sie mich beschuldigen, unter vier Augen mit Ihnen gesteh' ich's ein, sobald jedoch ein Zeuge erscheint, werd' ich läugnen und eher Alles über mich ergehen lassen, als den Stachel beseitigen, den ich in Roswitha's Herz gebohrt habe, um sie von Ihnen für immer zu trennen. Sie, mein Herr, beurtheilen blos meine Handlung, ich habe jedoch auch den Grund vor Augen, der mich dazu bewog. Sie kennen meine Leidenschaft zu Ihnen, Sie wissen, daß ich um Ihretwillen jede Schmach ertragen hätte. Für eine hoffnungslose Leidenschaft, für ein verschmähtes Herz gibt es nur einen Trost und der ist, daß der Gegenstand unserer Anbetung auch keinem anderen Wesen zu Theil werde. Das habe ich erreicht und was ich errungen, werde ich zu behaupten wissen. Ich bin seitdem die Gattin eines Anderen geworden, meine Leidenschaft ist eingeschlummert, in dem Augenblicke jedoch, wo Sie mit Roswitha ausgesöhnt in ihrer Liebe glücklich würden, im nämlichen Augenblicke würde mein Gefühl erwachen und meine Qual von Neuem beginnen. Das, Herr von Nedorost, ist meine Lage, Sie wünschen, daß ich der Ihrigen Rechnung trage, ich for-

dere, daß Sie dasselbe bei mir thun. Sie waren aufrichtig, ich bin es auch.«

»Sie bekennen mir, gelogen zu haben,« rief Guido erstaunt, »und weigern sich dennoch gut zu macheu, was Sie verschuldet?«

»Ihnen gegenüber halte ich mit meinem Geständniß nicht zurück.«

»Ich werde Sie zwingen, auch anderwärts die Wahrheit zu gestehen.«

»Womit wollen Sie mich zwingen?«

Guido scheuete vor dem stechenden Blicke Ludmilla's, mit dem sie diese Frage begleitet, nicht zurück, sondern erwiederte:

»Die Antwort auf diese Frage werden Sie vor Gericht erhalten!«

Die junge Frau lächelte: »Darauf bin ich gefaßt. Ich entsinne mich, daß unser Gespräch in der Caserne ohne Zeugen geschah, der Corporal, welcher die Unterhaltung störte, muß, wenn ich mich auf ihn berufe, ein Zeugniß abgeben, das eher mir als Ihnen zu Gunsten gelangen wird, übrigens vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie als ein von der Keuschheitscommission Verurtheilter einen Leumund mitbringen, der für Sie sehr nachtheilig in die Wagschale fällt; ich befinde mich daher, selbst wenn ich in Wien nicht jenen Schutz besäße, dessen ich mich in Wahrheit erfreue, immerhin in der Lage, Ihrer Anklage ruhig entgegensehen zu können.«

Der junge Mann wurde durch die Frechheit, mit der Ludmilla die Situation auseinandersetzte, in Verlegenheit gebracht.

Was sollte er darauf erwiedern?

In seinen Drohungen weiter gehen mochte er nicht, er wußte, daß Drohungen, die man zu erfüllen nicht im Stande ist, nur lächerlich machen. Er versuchte daher die Gegnerin in Güte und durch Versprechungen zu bekehren.

»Ich kann es glauben,« sagte er unter Anderem, »daß mein Glück Ihre Ruhe gefährdet, versuchen Sie es nur in dem Gefühle des Rechtes und der Moral einen Schutz gegen Ihre Leidenschaften aufzurichten. Das Bewußtsein, das Glück zweier Menschen gefördert zu haben, kann auf Ihr Inneres nicht ohne Einwirkung bleiben; bezwingen Sie sich, wahr zu sein und ich will, was Sie für mich thun, ansehen, nicht als hätten Sie gut gemacht, was Sie verschuldet, sondern als wäre es ein aufopfernder Liebesdienst, den Sie mir erzeigten. Meine Dankbarkeit . . .«

»Ich bedarf Ihrer Dankbarkeit nicht,« fiel ihm die junge Frau lebhaft in die Rede, »dieses kühle Gefühl kann mir keinen Ersatz bieten für die Liebe, um die ich Sie anflehte. Man löscht eine Brunst nicht mit Tropfen, man sänftigt ein schäumend Meer nicht, wenn man eine Flasche Oel in die empörten Wogen gießt. Kann ich mit Ihnen nicht glücklich sein, soll's auch ein Anderer nicht, das ist mein Wille, mein unabänderlicher Entschluß. Rechtfertigen Sie sich in den Augen Roswitha's, wenn Sie es im Stande sind, ich werde meine Aussage niemals dazu herleihen!«

»Sie ist nicht mehr nöthig!« ließ sich jetzt eine ernste Männerstimme vernehmen.

Guido und Ludmilla, beide in gleichem Maße erschreckt,

blickten zurück und gewahrten den Edlen von Werhotitz in der offenen Thüre.

»Ja, Madame,« fuhr der würdige Greis fort, »Ihre fernere Aussage ist von heute an überflüssig, denn ohne daß Sie und Herr von Nedorost es wußten, haben drei Zeugen Ihr Gespräch im Nebengemache belauscht und daraus die Schändlichkeit Ihrer Handlungen wahrgenommen. Entfernen Sie sich und nehmen Sie unser Aller Verachtung so wie das Bewußtsein mit sich, daß Sie ferner dem Glücke schuldloser Menschen nicht mehr im Wege stehen werden.«

Die junge Frau, vor Scham und Zorn todtenbleich, schleuderte den beiden Männern tödtlich hassende Blicke zu und verließ stürmisch das Gemach und den Gasthof.

Nach ihrer Entfernung traten nebst Herrn von Werhotitz auch Roswitha und Schwedenborg bei Guido ein.

Dieser glaubte zu träumen, für ihn war die Lösung der geschilderten Scene eben so unerwartet wie für Ludmilla.

Er war von dem schwedischen Assessor vermocht worden, nach Brünn zu kommen und bei Ludmilla Eber auf seine Rechtfertignug zu dringen, allein er wußte nicht, daß der vorsichtige Assessor im Nebengemache Zeugen verbarg, um jeder ferneren Intrigue des boshaften Weibes vorzubeugen.

Auch Roswitha, ohne daß sie einen Zweck wußte, begleitete ihren Vater, und man kann sich ihren Schreck vorstellen, als sie beim Beginn des Gespräches die Stimme der beiden Personen daneben erkannte.

Sie lauschte mit allen Geistern ihres Lebens und

bald erkannte sie mit jubelnder Brust die volle Unschuld Guido's.

Die weiße Rose eilte auf den Geliebten zu, schmiegte sich zärtlich in seine offenen Arme und sprach unter Thränen:

»Dem Himmel sei es gedankt, der Herr sei gelobt und gepriesen, er hat einen Stein von meinem Herzen gewälzt, der mich mit unwiderstehlicher Wucht in das Grab gezogen hätte. Sie zürnen mir nicht, Guido, daß ich mich von Ihnen abwendete, als ich Sie schuldig wähnte, so wie Sie habe auch ich unaussprechlich dabei gelitten, allein wären die Qualen auch zehnfach größer gewesen, ich hätte Sie mir nicht ersparen können, denn dem Manne gegenüber, der solcher Handlungen beschuldigt war, hätte kein ehrenhaft Mädchen anders thun können. Sie werden mir entgegnen, theuerster Freund, daß ich mindestens Ihre Vertheidigung hätte anhören sollen; darauf erwiedere ich Ihnen, daß, wenn ich auch Ihren Worten Glauben geschenkt haben würde, der böse Stachel wäre doch in meinem Herzen sitzen geblieben, und unser Glück nie vollkommen geworden. So verworfen unsere Feindin auch ist, so kennt sie doch als Frau das Frauenherz recht gut und ihr Gift war wohlberechnet.«

Der junge Mann dachte nicht der Geliebten ob ihrer Strenge zu zürnen, er küßte Roswitha, umarmte den Edelherrn und reichte dann Herrn von Schwedenborg die Hand.

»Herr Assessor,« sagte er, »ich will Ihre Menschenfreundlichkeit, Ihre Dienstfertigkeit nicht erniedrigen, indem ich von Dank spreche; wer wie Sie berufen ist, das Glück von Menschen zu gründen, wer wie Sie von dem Herrn begnadigt ist, Dinge zu schauen, die sonst keinem sterblich en Auge sichtbar sind, der steht viel zu erhaben, um eines unbedeuten-

den Menschen Dank zu bedürfen, und wenn es auch der Dank für das Glück eines ganzen Lebens wäre.«

Der Seher lächelte den seligen Blick zum Himmel kehrend und sprach:

»Man danke durch Handlungen und nicht durch Worte; wer Gott liebt und Werke der Tugend übt, bedarf keiner Worte um die Schönheit seiner Gefühle zu bezeigen. Christus sprach: »Selig sind Sie, die da Leid tragen!« Ihr habt Leid getragen; Ihr verdient es selig zu werden. Drei Worte nenne ich euch und darin liegt meine ganze Anschauung: »Leiden, Lieben, Glauben!« Wahrhaft zu lieben versteht nur der, der gelitten hat; zum Lieben gehört eine Kraft, die man im Leiden erringt; wahrhaft zu glauben versteht nur der, der geliebt hat, zum Glauben gehört ein Flug des Geistes, den man nur erwirbt, wenn man geliebt hat. Der Herr segne Euch.«

Die Liebenden knieten vor dem Seher nieder, dieser breitete seine Hände über sie aus und sprach:

»Der Herr ist groß, erhaben, milde und barmherzig; er hat erlaubt, daß Ihr Euch erkennet, er wird erlauben, daß auch jene Euch erkennen, die Euch jetzt noch für schuldig halten.«

Diese Mahnung an einen düsteren Theil ihres Lebens, den noch immer ein dichter Schleier deckte, rührte die Liebenden zu Thränen, doch flößte ihnen die Verkündigung des Sehers eine solche Zuversicht ein, daß sich ihre Herzen mit neuer Hoffnung füllten, bald auch aus diesem schmählichen Verdachte gerechtfertigt hervorzugehen.

Und in der That als sei dem merkwürdigen Manne keine Falte der Zukunft verborgen, ereignete sich kaum einige

Minuten vorher ein unbedeutender Vorfall, aus welchem jene Verheißung hervorgehen sollte.

Ludmilla hatte, wie wir bereits erwähnten, den Gasthof in stürmischer Hast verlassen — ihr im Rücken trat aus einer Nachbarthür ihr Gatte, der Ex-Grenadier, hervor.

Der Schlaue oder, richtiger gesprochen, der Eifersüchtige, war ihr gefolgt, sah sie im Gasthause eintreten und durch eine Thür verschwinden.

Auf die Nachfrage, wer dort logire, nannte man ihm den Edlen Guido von Nedorost.

Rudolf wartete verborgen die Rückkehr seiner Gattin ab, dann verließ er seinen Versteck.

Er glaubte genug zu wissen — jedenfalls sah er mehr, als er ertragen konnte.

Es war ein eigenes Verhängniß, daß Ludmilla wegen eines Verdachtes büßen mußte, der eigentlich ungegründet war.

Daß die sonst immer Verschmitzte in die Falle ging, brachte ihr doppelt Unheil, sie war bestimmt, den Beweis zu liefern, daß manchmal auch die besten Schwimmer ertrinken.

XII.

Baron Trenk macht sein Testament.

Obrist Kottulinsky hatte auf das nach Wien gemeldete Verlangen des Baron Trenk den Bescheid erhalten, daß dem gefangenen Obristen bei seiner Intention, seinen letzten Willen rechtskräftig aufzusetzen, aller Vorschub zu leisten sei, ja noch mehr, es wurde dem Gefangenen gestattet, für den Fall einer ernstlichen Erkrankung, sich wegen sorgfältiger Pflege in das Kloster der Capuziner bringen zu lassen, wovon jedoch Trenk keinen Gebrauch machte, da er sich körperlich guten Wohlseins erfreute.

Doctor Berger, dessen Beistand Trenk in Anspruch nahm, erschien in Brünn und stellte sich dem Commandanten des Spielberges als Sachwalter des Pandurenobristen vor.

Der Tag, an dem das Testament aufgesetzt werden sollte, erschien, und die zu diesem Acte designirten Personen fanden sich in dem Gefängnisse des Barons ein, wo der Commandant für die nöthige Bequemlichkeit Anstalten treffen ließ.

An einem viereckigen Tische, der mit Schreibmaterialien versehen und mit zwei brennenden Wachskerzen besetzt war, saßen vier Personen: obenan der Pandurenobrist als Testator, ihm gegenüber der Doctor Berger, zur Rechten Trenk's befand sich der Commandant, zur Linken ein Pater Capuzi-

ner, Trenk's Beichtvater, Letztere waren bestimmt, das Testament als Zeugen zu unterfertigen.

Bevor wir fortfahren, wollen wir den Leser in wenigen Worten mit dem Beichtvater des Panduren bekannt machen.

Pater Prosper war ein Greis mit schneeweißem Haar und Silberbart; als der Aelteste und Frömmste im Brünnerkloster wurde ihm die Ehre zu Theil, die plötzliche Bekehrung des Panduren durch seinen geistlichen Beistand zu vervollständigen. Der arme Mönch ging mit allem Ernst und Eifer seines Ordens ans Werk, um den Augiasstall des Trenk'schen Gewissens reinigen zu helfen; wie konnte der Arme auch ahnen, welch eine tragische Rolle ihm in der vom Pandurenobristen arrangirten Tragikomödie zugedacht war?

Das Hauptvermögen des Baron Trenk bestand zu Anfang seines Processes in fünf großen Gütern in Slavonien. Drei davon, Pakratz, Prestovatz und Pletternitza hatte er von seinem im Jahre 1743 in Leutschau als Obrist verstorbenen Vater geerbt, die zwei anderen, Velika und Nestar, waren vom Obristen selbst angekauft worden.[1]

Mehr als 200 Dörfer gehörten zu diesen Herrschaften, die Revenuen, welche sie jährlich abwarfen, beliefen sich auf 60.000 Gulden.

Diesen Gütern stand an Werth zur Seite der Trenk'sche Schatz in Michalefze.

Der Obrist hatte aus Baiern, Elsaß und Schlesien verschiedene Schiffsladungen an Kaufmannsgütern, Leinwand, Gold und Silber in Stangen gegossen, Prätiosen u. s. w. nach Slavonien gesendet. So zum Beispiel nahm er in Dannhausen und Heersdorf im Glatzischen allein Leinwand im

Werthe von 50.000 Gulden weg, und sendete sie, in Kü-
sten verpackt, heim. Er erbeutete bei Sorr das große silberne
Tafelservice des Preußenkönigs, er schleppte von München
das Silberservice Kaiser Carls VII. fort, er füllte seine
Gewehr- und Sattelkammer mit den kostbarsten Exemplaren.

Auf die Anfrage des Anwalts, ob er sein Vermögen
zu specificiren gesonnen sei, antwortete der Gefangene ver-
neinend.

»Ich habe,« sagte er, »nur Einen rechtmäßigen Erben
und der Lump, er ist mein Vetter, dient dem Erzfeinde des
Hauses Oesterreich und ist ein Protestant: zwei Umstände,
die mich veranlassen, ihm nach meinem seligen Absterben den
Brotkorb so hoch als möglich zu hängen.«

»Sie meinen den preußischen Garde-du-Corps Friedrich
von der Trenk?«

»Ja, er ist's, von dem ich spreche.«

»Ich bin,« sagte jetzt der Doctor Berger, »wie Sie
wissen, in die Verhältnisse Ihrer Familie eingeweiht. Ihr
Vater hinterließ als Magnat und Güterbesitzer in Ungarn
ein Testament. Dasselbe ist vom Zipser Domcapitel geferti-
get, von sieben Domcapitularen unterschrieben und von dem
Palatin Grafen Palffy ratificirt, es ist somit über jede Ein-
sprache erhaben. In jenem Testamente ist von Seite Ihres
Vaters die ausdrückliche Verfügung getroffen, daß, falls
Sie ohne männliche Erben sterben sollten, der Brudersohn
Ihres Vaters, nämlich jener Friedrich von der Trenk, in
Ihre Rechte zu treten habe. Dieses Testament im Auge kön-
nen Sie nun wohl über das von Ihnen erworbene Vermö-
gen, keineswegs aber über das von Ihrem Vater Ererbte
verfügen, da Sie ohne Erben sind. Auch haben Sie gegen

die von Ihrem Vater letztwillig angeordnete Substituirung niemals protestirt, was Ihnen übrigens nichts gefrommt haben würde, da das Testament zu klar und bündig abgefaßt ist. Dem zu Folge muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie über alles von Ihrem Vater ererbte Vermögen de jure nicht testiren können.«

»Darüber,« entgegnete Trenk, »habe ich bereits reiflich nachgedacht und bin zu dem Resultate gelangt, daß ich über das von meinem Vater ererbte Vermögen zwar nicht de jure verfügen kann, daß ich aber de facto doch darüber verfügen werde. Und zwar aus folgendem Grunde: Mein väterliches Erbe bildet den größten Theil meines Gesammtvermögens, von meinem selbsterworbenen Vermögen hat der Proceß bereits mehr als hunderttausend Gulden verschlungen, vieles ist durch Unwirthschaft und Veruntreuung zu Grunde gegangen, so daß ich schwer in der Lage wäre, in meinem Testamente jene bedeutenden Legate zu stipuliren, die ich für mein Seelenheil für nützlich erachte. Es entsteht nun die Frage, soll ich für alle Ewigkeit im Fegfeuer lechzen oder gar in der Hölle brennen, damit mein protestantischer Vetter, der preußische Windbeutel, im Erbe meines Vaters sich gütlich thue, oder soll ich mir durch fromme Stiftungen die ewige Seligkeit erkaufen und dem preußischen Lumpen ein Testament an den Buckel heften, an dem er sein Lebelang zu schleppen haben wird? Ich mache mein Testament nicht im Interesse meines Erben, sondern in meinem eigenen Interesse; in meinem letzten Willen sind die Legate die Haupt- und der Universalerbe die Nebensache. Ich habe mein Geld erworben, mein Vetter mag sich's erprocessiren; ich hinterlasse ihm nebst Anderem dreiundsechzig schwebende Processe, er

mag zusehen, daß er sie alle gewinnt und der Lump wird reich genug werden. Das, Herr Doctor, ist der Standpunct, auf den Sie sich bei der Abfassung meines Testamentes stellen müssen, in diesem Sinne treffe ich meine Verfügungen. Ich ersuche Sie demnach, das Testament meines Vaters unerwähnt zu lassen, damit mein Vetter das väterliche Gut nicht simpliciter an sich ziehen könne, sondern sich erst jahrelang darum herumbalgen muß, das wird ihn aneifern, sich meiner 63 Processe ernstlich anzunehmen, weil sonst für ihn in der Massa ein zu kleiner Theil übrigbleiben würde.«

»Da Sie es wünschen,« bemerkte der Anwalt darauf, »so werde ich mich an Ihre Instruction halten, doch weiß ich im Voraus, daß damit der Grund zu langwierigen Processen gelegt wird.«

»Um so besser für Sie, lieber Doctor,« erwiederte der Pandur sarcastisch, »trachten Sie, meinen Vetter zum Clienten zu erhalten und Sie und Ihr Sohn und Ihr Enkel, falls sie auch Advocaten werden, haben für ihr Lebelang Beschäftigung genug. Um jedoch meinem protestantischen Vetter nach meinem seligen Tode noch einige Nüsse zum Aufknacken zu geben, um meinem Testamente nach oben zu auch die gehörige Protection zu verschaffen, ernenne ich meinen Vetter nur unter folgenden Bedingungen zum Universalerben:

»Erstens mache ich meine ganze Hinterlassenschaft, natürlich ohne das väterliche Erbe auszunehmen, zum Fideicommiß.

»Zweitens ist mein Vetter verpflichtet, vor dem Antritte des Erbes zur katholischen Religion überzutreten. Und

»Drittens darf mein Erbe keinem andern Herrn als dem Hause Oesterreich dienen.

»So, Herr Doctor, ich bitte jetzt, dies Alles niederzuschreiben.«

Während der Anwalt schrieb, sagte der Pandur zu dem Commandanten: »Ich werde die Freude mit mir ins Grab nehmen, meinen Vetter nach meinem Tode ordentlich chicanirt zu haben!«

Nachdem Doctor Berger mit der Conception der angegebenen Puncte zu Stande war, las er das Geschriebene laut vor. Trenk erklärte sich damit zufrieden.

»In Bezug auf meine Legate und Stiftungen,« nahm der Pandur wieder das Wort, »bestimme ich, daß, um sie ins Werk zu setzen, eine Summe von achtzigtausend Gulden ausbezahlt werde, dabei sind jedoch die Kosten meines feierlichen Leichenbegängnisses und meines Grabes, welches ich im Capuzinerkloster zu Brünn zu erhalten wünsche, nicht mitgerechnet. Auf diesem Papiere habe ich nach reiflicher Erwägung die von mir beabsichtigten Legate specificirt und sie können der Reihe nach gleich in mein Testament übertragen werden, was ich Sie, Herr Doctor, zu thun bitte.«

Der Doctor verzeichnete die Legate ins Document, darunter befanden sich ein paar bairische Orte, die der Obrist hatte niederbrennen lassen, einzelne Privaten, die durch ihn zu Schaden gekommen waren, und so weiter. Auch ein Pandur, der unschuldiger Weise, wie sich's leider zu spät zeigte, dreihundert Stockstreiche erhielt, wurde mit zwanzig Gulden bedacht.

Nachdem die Legate dem Wunsche des Obersten gemäß protocollirt waren, kamen die milden Stiftungen an die Reihe.

»In Bezug auf die von mir zu stiftenden frommen Werke,« begann der Obrist wieder, »ordne ich an:

»Erstens die Erbauung einer Capelle in Brünn, die für ewige Zeiten meinen Namen tragen soll. Die Wahl des Platzes hiezu bleibt dem hochwürdigen Pater Guardian der Capuziner allhier überlassen.

»Zweitens bestimme ich, daß dem hiesigen Capuzinerkloster sechstausend Gulden sogleich nach meinem Tode verabfolgt werden.

»Drittens fundire ich eine tägliche Messe, die für ewige Zeiten in der hiesigen Capuzinerkirche für mein Seelenheil gelesen werden soll, damit — folgende Worte bitte ich ausdrücklich in das Testament zu setzen — damit der Teufel um meine arme Seele betrogen werde!

»Da ich mich in Bezug auf die Kosten dieser frommen Stiftungen mit meinem hochwürdigen Beichtvater bereits geeinigt habe, so wurde an diese Summe die Summe der Legate angefügt, woraus sich eine Totalsumme von achtzigtausend Gulden ergab, wie sie von mir zur Bestreitung dieser frommen Zwecke in Wirklichkeit bestimmt ist.«

Das vollendete Testament wurde noch einmal vorgelesen und dann unterzeichnet.

Außer den erwähnten Zeugen ward es mit der Unterschrift von noch mehreren Officieren versehen.

Der Pandurenobrist, mit seinem Werke zufrieden, sagte:

»Meine weltlichen Angelegenheiten sind besorgt, jetzt kann ich mich ungestört mit meinem Seelenheil beschäftigen.«

Die Rolle des Advocaten war ausgespielt, nun kam die des Beichtvaters an die Reihe.

Armer Pater!

XIII.

In welchem Rudolf sich wieder — jedoch mit einem glücklicheren Erfolge — rächt.

Außen Sonnenschein — drinnen Stürme, so war's bei dem Ex=Grenadier und Ex=Kammerdiener.

Er handelte diesmal wieder schlau, sehr schlau.

Seine freundliche Miene verbarg das Wetter, welches in seinem Innern geweckt war.

Grimm und Eifersucht ras'ten jedoch verborgen und unbemerkt, selbst seine Blicke strahlten eitel Sonnenschein. Die »theure Ludmilla« ahnte nicht, daß ihr Gatte von ihrem Besuche im Gasthofe unterrichtet sei; hätte sie erst gewußt, wie falsch er diesen Besuch beurtheilte!

Doch die Gefahr für die junge Frau lag weder im Zorne noch in der Eifersucht ihres Gatten; hätten diese Leidenschaften allein sein Inneres beherrscht, der Sturm wäre wohl losgebrochen, allein Ludmilla hätte ihn dieses Mal ausnahmsweise mit der Wahrheit — beschworen, Rudolf würde seine falsche Meinung eingesehen und als Versöhnungsbogen am Ehehimmel ein Peccavi gerufen haben; der Schlaue war jedoch außer Zorn und Eifersucht auch noch von Rachegefühl beseelt, dieses leitete sein Wirken und bestimmte seine Handlungen.

»Sie war salva venia eine Kötsche,« grollte er, »eine ordinari Schleife und ich habe sie ehrlich gemacht, indem ich

sie vor die Fronte des Altars führte und sie dort zu meiner Gesponsin machte, und nun, wer sollte es erwarten, statt der Dankbarkeit betrügt sie mich! Lauft dem Krautjunker nach ins Wirthshaus, setzt Scham und Treu bei Seite, bleibt eine halbe Stunde bei ihm, kommt ganz aufgeregt zurück und zeigt der ganzen Welt, daß sie ihr salva venia Luderleben wieder von vorne anfangen und mich zum schützenden Tummelplatz ihres Lasters und zum gehörnten Siegfried machen will! Oho, Madame, ich heiße Rudolf und bin kein Siegfried, ich denke nicht daran, meine Stirne beschweren zu lassen, ich will eine mir angethane Schmach nicht tragen, ohne mich dafür zu rächen, fürchterlich zu rächen! Darum Rache, Rache! ich habe sie aus der Wolfsgrube des Lasters zu mir emporgehoben, ich werde ihr ein paar Angelhaken legen, daß sie ihr Lebelang daran denken soll!«

Wir geben diesen Monolog des Brünner Othello wieder, nicht etwa als ein Muster seiner Eloquenz, sondern um den Standpunct anzudeuten, von dem aus seine weiteren Unternehmungen beurtheilt werden müssen.

Doch wie sich an seiner Gattin rächen?

Darüber war der Schlaue bald im Klaren, er beharrte in seiner Verstellung, um ja nicht Ludmilla's Verdacht zu wecken, und lauerte auf die nächste Gelegenheit, wo sich seine Gattin auf einige Stunden vom Hause entfernen würde.

Diese traf sich schon am zweitnächsten Tage, denn so wie Rudolf vor Ludmilla, hatte auch die junge Frau vor ihm einen Herzenssturm zu verbergen; der Zwang, den sie sich deshalb anthun mußte, war ihr peinlich, sie sehnte sich allein zu sein und begab sich unter dem Vorwande eines Besuches bei Brigitte ins Freie.

Diese Gelegenheit benützte Rudolf.

Er setzte sich und schrieb mit verstellter Schrift folgenden Brief:

»Geehrtes Fräulein!

»Zur Zeit, als Sie mit Dero Vater in Wien waren, ist Ihnen und Ihrem Amanten ein Unglück arriviret, Sie wurden in einen Hinterhalt verlockt, zugleich der löblichen salva venia Keuschheitscommission suspect gemacht und verurtheilt.

»Selbiges Malheur haben Sie einer Person zu verdanken, die in den Edlen von Nedorost furiose verliebt ist und nichts weniger intentirte, als Ihnen Dero Geliebten weg zu fouragiren.

»Zu diesem Zwecke machte sie die Verlockerin und Angeberin zu gleicher Zeit und was daraus resultiret, thun Sie am besten wissen.

»Selbige Persona passirte zu Wien unter dem Namen: Fräulein von Schwerin, gewöhnlich hieß sie Ludmilla Prokop, und jetzt ist sie die Gesponsin des Herrn Rudolf Eber, der sie aber verlassen hat, weil er mit einem Weibe nicht leben will, das einem fremden Manne in den Gasthof nachmarschiret, wie sothanes vor einigen Tagen mit besagter Ludmilla und dem Edlen von Nedorost beim »langen Christoph« der Fall gewesen.

»Da obige Mittheilung zu Ihrer Orientirung sehr acceptabel ist, so meld ich sie Ihnen, damit Sie wissen, wem Sie Ihr malheröses Schicksal verdanken.«

Dieser Brief wurde mit der Adresse: »An das Fräulein von Werhotitz« versehen.

Hierauf öffnete der Ex-Grenadier sämmtliche Schränke und Laden, nahm Alles, was er an Geld und Prätiosen fand, zu sich und verließ das Haus und seine Gattin, mit dem festen Vorsatze nicht mehr zurückzukehren.

Er nahm seinen Weg durch Frainspitz, besorgte dort den Brief an das Edelfräulein, und miethete dann einen Wagen, um die Gegend schon hübsch weit im Rücken zu haben, falls seine zweite Ehehälfte sich's einfallen lassen sollte, woran er aber aus triftigen Gründen sehr zweifelte, ihn gerichtlich zu verfolgen.

. . . .

Im Herrnhofe zu Frainspitz war seit der Versöhnung Roswitha's und Guido's die Freude eingekehrt, ein Gast, der ihn schon lange genug gemieden hatte.

Guido setzte seine Schwester von dem glücklichen Erfolge seiner Reise in Kenntniß und lud sie im Namen des Edelherrn zu einem Besuche auf Frainspitz ein, wo sie sich wenige Tage später einfand.

Schwedenborg verlängerte seine Anwesenheit auf dem Herrnhofe; der geheime Zweck seines Verweilens war, der Eröffnung der ersten »Loge« in der mährischen Hauptstadt beizuwohnen, die durch das eifrige Bemühen des Edlen von Werhotitz zu Stande kam, der damit sein in Wien gegebenes Versprechen erfüllte.

Diese Loge wurde später unter der Bezeichnung »zur weißen Rose« bekannt, ein Name, dessen Ursprung der Leser sich leicht entziffern kann.

Das aufklärende Schreiben des Ex-Grenadiers konnte nicht verfehlen, die Familie in große Aufregung zu versetzen.

Roswitha hatte es kaum gelesen, als sie es vorerst Guido und dann den Anderen mittheilte.

Endlich war der Schleier gelüftet, der bisher die abscheuliche Intrigue in ein undurchdringliches Dunkel hüllte.

In einer Art Familienrath, der in dieser Angelegenheit gehalten wurde, und wo, wie sich's von selbst versteht, auch der schwedische Assessor zugegen war, drang Guido darauf, die Schuldige alsogleich bei den Gerichten zu belangen, um die Zurücknahme des ungerechten Spruches der Wiener Keuschheitscommission zu erwirken.

Seine Ansicht würde wahrscheinlich zur Geltung gekommen sein, wenn nicht Schwedenborg mit einleuchtenden Gründen dagegen gesprochen hätte.

»Die bisherigen Vorgänge,« sagte er, »müssen Sie überzeugt haben, daß Sie es mit einer höchst gefährlichen, verschmitzten Gegnerin zu thun haben. Hoffen Sie, diese Person werde vor dem Gerichte ihr Vergehen bekennen? Ich fürchte das Gegentheil. Welche Mittel stehen Ihnen zu Gebote, sie der Intrigue zu überweisen? Dieser Brief! Er enthält sicher die reinste Wahrheit, allein wo ist der Schreiber, um dessen Inhalt zu erhärten? Wer ist er? Kann man über eine Person in Folge einer namenlosen Angabeein Schuldig sprechen? wird das Gericht sich bewogen finden, unter solchem Verhältnisse einen bereits gefällten Rechtsspruch zu anulliren? Ich gebe Ihnen dies recht wohl zu bedenken, bevor sie den ersten Schritt thun, der — wenn ohne Erfolg — nur den Nachtheil brächte, daß die Gegnerin Zeit gewänne, sich zu sammeln und Ihren Angriff abzuschlagen, ohne daß Ihnen die Hoffnung bliebe, ihn mit größerem Erfolge erneuern zu können. Der vorliegende Brief leistete Ihnen in so ferne

einen guten Dienst, daß er Ihnen die Person entdeckte, von welcher das Schelmstück ausging und daß Sie die Motive kennen, die sie dazu veranlaßten; als Beweismittel könnten Sie sich seiner nur dann bedienen, wenn Ihnen noch andere Anzeichen zu Gebote ständen.«

Die Ansicht des Sehers fand allseitige Zustimmung und man berieth weiter, was in dieser Sache zu thun sei, die man doch nicht fallen lassen mochte, da sie einmal so glücklich angeregt war.

»Meines Erachtens,« meinte Schwedenborg, »müßte man vorerst die Gerichte ganz aus dem Spiele lassen, vielmehr bestrebt sein, die Gegnerin zu täuschen, zu umgehen und sie durch Personen angreifen zu lassen, deren Verbindung mit Ihnen ihr ein Geheimniß ist. Gelänge es nun einer dieser Personen eines Beweises gegen die Schuldige habhaft zu werden, dann erst wäre ein directes Auftreten angezeigt.«

Die Aeußerung Schwedenborgs erweckte in Roswitha einen lebhaften Gedankenflug und wie bei einer Taubenschaar sich oft eine einzelne durch ihre Größe oder Farbe bemerklich macht, so trat auch unter ihren Gedanken Einer besonders hervor, so daß sie ihn allein unabläßig verfolgte, bis er an einer dritten Person wie an einem Zweige haften blieb und dort mit dem Oelzweige im Schnabel heimzukehren versprach.

»Ich glaube den Weg gefunden zu haben,« rief das Fräulein lebhaft, »Ihre Worte, Herr von Schwedenborg, haben mich auf einen Weg gelenkt, von dem ich mir Erfolg und Heil verspreche. Aller Augen ruhen auf mir und fordern mich zur Mittheilung auf, ich bitte mir nur zwei Tage Frist zu gönnen, dann sollen Sie Näheres erfahren, für jetzt nur so viel, ich halte mich genau nach dem Plane unseres gemein-

samen Wohlthäters; wenn meine Absicht mißlingt, so wird mindestens an der Sache nichts verdorben, denn Ludmilla weiß nicht, daß die Person, deren ich mich bediene, mit mir in Verbindung steht.«

Man verzichtete willig in den Plan des Fräuleins einzudringen und Roswitha schritt unverweilt zur Ausführung.

Die Person, der sie das Vorgefallene anvertraute, die sie in ihre Absicht einweihte, deren sie sich mit Einem Worte zum Angriffe bediente, war — die alte Marsa.

. . . .

Ludmilla befand sich bei ihrer Heimkehr in der größten Bestürzung.

Sie fand Schränke und Laden aufgesperrt, Geld und Prätiosen weggenommen. Die steckengebliebenen Schlüssel ließen ihr keinen Zweifel, daß was sie sah, das Werk ihres Gatten sei.

Bestärkt wurde sie in ihrer Ansicht, als Rudolf die Nacht und den nächsten Tag sich nicht sehen ließ.

Ja, der schlaue Herr Rudolf, der noch gestern mit ihr so freundlich that, kam gar nicht mehr nach Hause.

»Der Elende!« rief die verlassene Frau, »er hat mich bestohlen und ist, wer weiß wohin? entflohen!«

So war's auch. Rudolf überhob sich zwar der Mühe die Gattin von seinem Vorhaben zu unterrichten, aber Ludmilla kannte ihren Herrn und Gemal und wußte, daß er eines solchen Schurkenstreiches fähig sei.

Da sie die Ursache seiner Flucht nicht wußte, so schob sie ihr Unehrlichkeit und Ueberdruß des Zusammenlebens mit ihr als Motiv unter und dachte nicht, daß das Verschwinden

des Gatten einen Theil seines Rachewerkes bilde, welches sie sich wegen einer vermeintlichen Untreue zuzog.

Ludmilla war nun plötzlich in dürftige Umstände versetzt; was sie als Fräulein von Schwerin erworben, war mit einem Male verschwunden; wie gewonnen so zerronnen, unrecht Gut gedeihet nicht!

Was sollte sie nun beginnen?

Die Hilfe der Gerichte in Anspruch nehmen? Sie zog die Gefahr in Erwägung, die sie lief, wenn sie die Bosheit ihres Gatten herausforderte. Er kannte ihre Geheimnisse und hätte sie sicher preisgegeben, sobald sie ihn dem strafenden Arme der Gerechtigkeit überlieferte.

Mit sich selbst uneinig wußte sie nicht, was sie in ihrer Verlegenheit unternehmen, was sie beginnen sollte?

In dieser kummervollen Lage wurde sie durch einen Besuch ihrer Mutter überrascht.

Zu jeder andern Zeit hätte der Eintritt der Alten ihr Schrecken verursacht, heute flößte er ihr Scham und Demüthigung ein.

»Am Tage des Unglückes,« so dachte sie, »findet sich die einstige Warnerin ein, um sich an den traurigen Folgen meines Ungehorsams zu weiden.«

Das Wesen der alten Mutter zeigte eine Würde und einen Ernst, weit verschieden von der gewöhnlichen Heftigkeit, die sie ihrer Tochter gegenüber sonst entwickelte.

Ludmilla brach, bevor die Alte noch ein Wort sprach, in lautes Weinen aus und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen.

Die Mutter glaubte den Grund der Thränen in dem Bewußtsein der Schuld suchen zu müssen, welches endlich auch in dem Herzen ihres Kindes erwacht sei, und sagte:

»Unselige, Du empfängst mich heute mit Thränen, ist endlich der Tag der Reue über Dich hereingebrochen?«

»Ich bin eine Bettlerin,« klagte die junge Frau, »mein Mann hat mich verlassen und bestohlen; er nahm mit sich, was wir an Geld und Schmuck besaßen, und ließ mir nur das Wenige zurück, was Ihr vor Euch seht.«

Die Alte zuckte bei dieser unerwarteten Mittheilung zusammen.

»Um so besser,« dachte sie, »das Unglück hat ihr Herz erweicht, es wird für meine Worte um so empfänglicher sein.«

»Warum klagst Du mir jetzt dein Leid?« sagte sie laut; »ich bin nicht gekommen Dir zu helfen, denn ich vermag es nicht, ich bin nicht gekommen Dich zu trösten, denn Du hast meine Warnungen verschmäht und verdienst den Trost des mütterlichen Bedauerns nicht. Trage dein Unglück; wer den Muth hat zu sündigen, muß auch die Kraft besitzen, die Folgen der Sünden zu tragen. Dünket Dir was Du jetzt erleidest schon schwer, so wirst Du das, was Dir bevorsteht, kaum ertragen.«

»Mutter!«

»Unterbrich mich nicht; ich bin gekommen zu sprechen und nicht zu hören. Ich habe, wie Du weißt, Dich und deinen Gatten in jener Nacht an der Straße belauscht, ich erfuhr, daß Ihr mit im Complotte waret, welches dem auf dem Spielberg gefangenen Pandurenobristen die Freiheit verschaffen sollte; ich schwieg bisher, ein Rest von Mutterliebe hielt mich zurück, deine Mitschuld an einem Unternehmen zu enthüllen, die Dich ins Zuchthaus gebracht hätte; nun aber gelangte ich zufällig zur Kenntniß eines andern Schelmstreiches, den Du in Wien begingst, ich erfuhr mit Schreck, wie

gewissenlos Du dort mit dem Glücke Anderer verfuhrest, und nun ist jede Rücksicht verschwnnden. Du blickst mich staunend an, Du scheinst zu fragen, was mich so gegen Dich erzürnt; ich nenne Dir blos die Namen »Guido« und »Roswitha«, und Du weißt, wovon ich spreche. Du hast unschuldige Menschen verdächtigt und zur ungerechten Strafe gebracht; ich beginge eine himmelschreiende Sünde, wenn ich meine Schonung so weit triebe, eine wirklich Schuldige straflos ausgehen zu lassen.«

Ludmilla hörte, als sie die Anklagen der Mutter vernahm, zu weinen auf. Ihr stand — das fühlte sie — ein Kampf bevor, und im Kampfe geben Thränen keinen Ausschlag. Sie sammelte sich daher und sprach mit dem Tone des Trotzes und Widerstandes:

»Wie seid Ihr zur Kenntniß von Dingen gelangt, die mich nichts angehen? wie wollt Ihr mir die That beweisen, deren Ihr mich beschuldigt?«

»Ich bin nicht gesonnen, diese Angelegenheit vor Gericht zur Sprache zu bringen,« erwiederte die alte Marsa, »ich erwähnte ihrer blos, damit Du erfährst, was mich zwingt, Dich wegen der Mitschuld an dem Unternehmen des Barons anzuklagen.«

»Ihr wolltet . . . Ihr wäret im Stande . . . euer Kind . . .«

»Berufe Dich nicht auf das Mutterherz, Du hast auf sein Gefühl kein Anrecht. Du kennst mich und weißt, daß ich was ich mir einmal vornehme, auch jederzeit ausführe. Eine Stunde nachdem ich Dich heute verlassen haben werde, wird Dir die Wirkung bereits fühlbar werden.«

Ludmilla konnte die Todtenbleiche, die bei dieser Kundgebung ihr Antlitz bedeckte, nicht verbergen.

»Mutter,« stammelte sie, »was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich vollends unglücklich machen wollt?«

»Was Du mir angethan, böses Kind, möge Dir Gott vergeben, ich denke nicht mehr daran; was Du jedoch an Andern verschuldet, das schreit nach Strafe, nach Vergeltung. Ich war in Frainspitz bei dem Edelherrn, ich erfuhr von dem Fräulein, was Du verbrochen; die Gerechtigkeit des Himmels hat deine boshaften Anschläge zu nichte gemacht, Du wirst das Glück Guido's und Roswitha's fürder nicht stören; wenn Du auch ferner halsstarrig verschweigest, was sie vor dem Gerichte in Wien vollkommen zu rechtfertigen vermöchte, sie werden im Bewußtsein ihrer Unschuld den ungerechten Spruch ertragen und die Zeit wird den Schmerz darob mildern und ihn endlich vollkommen verwischen. Du aber, deren Gewissen keinen Trost zu bieten vermag, Du wirst doppelt leiden, für Dich wird es keine Linderung und keine Hoffnung geben. Dir wird der Kerker Schmach, Qual und Verderben bereiten, ein Los, das Du vollkommen verdienst. Ich kam zu Dir, um Dir mitzutheilen, daß dein Schelmstück entdeckt ist. Kann man es auch im Augenblicke nicht beweisen, so wird es vielleicht die Zukunft anders fügen. Du hast demnach zu fürchten, daß, wenn Du die Strafe wegen des Complottes abgebüßt, ein neuer Proceß Dich erwarte, dessen Ergebniß eine neue Strafe für Dich sein wird.«

Ludmilla, deren Trotz und Widerstand unter den Vorstellungen der Mutter zusammenbrachen, rang die Hände in Verzweiflung und brach neuerdings in Thränen aus.

Dem Unglücke und den Anklagen, die über sie plötzlich

und vereint hereinströmten, zu widerstehen, dazu besaß sie nicht die Kraft.

Die alte Marsa ließ sie eine Weile gewähren, dann sprach sie:

»Ludmilla, willst Du die Gefahr, die Dir droht, mindern? willst Du zum Theil gut machen, was Du verschuldet? willst Du mir den Beweis geben, daß Du ernstlich daran denkst, den bösen Pfad, den Du bis jetzt gewandelt, zu verlassen?«

Die junge Frau sah die Mutter mit einem Blicke an, in dem sich Hoffnung und Bitte zugleich aussprachen.

»Ich verspreche Dir,« fuhr die Alte fort, »die Anzeige deiner Theilnahme am Trenk'schen Complotte zu unterlassen, wenn Du durch eine freiwillige Anzeige die Rechtfertigung des Edelfräuleins ermöglichst. In diesem Falle hast Du nicht nur die Fürsprache und später auch die Unterstützung des Edelherrn zu gewärtigen, sondern ich werde Dir auch meine mütterliche Verzeihung angedeihen lassen. Thue den Schritt, Ludmilla, und er wird Dich mit mir, mit deinen Feinden, mit Dir selbst und zum Theil mit dem Himmel aussöhnen. Füge Dich, demüthige Dich, betrachte die Strafe, die Dir bevorsteht, als eine Buße und Du wirst sie leicht ertragen, um so leichter, da Du das Bedauern derjenigen mit Dir nehmen wirst, die Du so tief gekränkt hast.

Die junge Frau weinte bei der Zusprache der Mutter noch heftiger, diese sah darin ein günstiges Zeichen für die Annahme ihres Vorschlages und setzte ihre Beredungen mit mütterlicher Herzlichkeit und Ueberzeugung so lange fort, bis Ludmilla vor ihr auf die Knie sank und mit jammervoller

Stimme ausrief: »Thut was Euch gut dünkt, zeigt mich an, ich werde Alles bekennen.«

»Nicht so, mein Kind,« erwiederte der Alte, »nicht ich will den entscheidenden Schritt thun, Du selbst mußt ihn machen, denn dieser Umstand wird deine Strafe bedeutend mildern.«

Die junge Frau versprach es und die Mutter bot ihr sogleich ihre Stütze und Begleitung an, damit sie in ihrem guten Vorsatze nicht wankend werde.

»Verlaß getrost diese Wohnung,« sagte sie, »sie bleibt unter meiner Obhut; wenn Du gereinigt wiederkehrst, wirst Du Alles finden, was Dir gehört, und noch mehr als dies, Du wirst auch die Ruhe eines guten Gewissens antreffen. Jetzt komm, mein Kind, komm!«

Mutter und Tochter gingen seit Jahren wieder zum ersten Male miteinander, aber nur die Mutter kehrte zurück, die Tochter verblieb dort, wo sie ihre Buße begann.

. . . .

Die gelungene Sendung der alten Marsa verbreitete im Herrnhofe zu Frainspitz die größte Freude.

Das freiwillige Almosen, das Roswitha der Bettlerin vor der Pforte der neuen Minoritenkirche spendete, die freundliche Aufnahme der Armen im Herrnhofe trug reichliche Frucht.

Der Edelherr bewirkte, daß Ludmilla's Geständniß alsogleich nach Wien berichtet wurde, damit der Spruch der Keuschheitscommission für ungiltig erklärt werde.

Im Interesse seines Freundes unternahm Schweden=

borg noch eine Reise nach Wien, um die Angelegenheit durch Einfluß seiner Beschützerin, der Gräfin Fuchs, zu beschleunigen.

Die Erledigung folgte schon in wenigen Wochen und den beiden Verlobten wurde ein glänzendes Zeugniß ihrer Unschuld ausgestellt.

Die Kaiserin hob den Bann auf, der dem Edelherrn und seiner Tochter den Eintritt nach Wien verschloß, und erfreute Herrn von Werhotitz durch eine jener wohlwollenden mütterlichen Zuschriften, wie sie Maria Theresia allen jenen zukommen ließ, die sich um das Land verdient gemacht, oder die durch Schuld der Behörden eine Ungerechtigkeit zu erfahren hatten.

Ludmilla wurde in Berücksichtigung der aufrichtig an den Tag gelegten Reue, da sie ihre Schuld selbst angezeigt und die Familie Werhotitz eine warme Fürbitte für sie eingelegt, zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt, eine Strafe, die milde genug ausfiel.

Mit ihrer Rechtfertigung endete die Leidensgeschichte des Brautpaares; kein Wölkchen trübte mehr den Sonnenschein ihres Lebens; der gütige Himmel vergalt ihnen die vielfachen Leiden und Drangsale durch ein häusliches Glück, welches ihnen auch nimmermehr den Rücken kehrte.

Ihre Vermälung war für den Weinmonat desselben Jahres (1749) festgesetzt. Schwedenborg nahm jedoch zum Bedauern der vereinigten Familie Abschied, nachdem er seine letzte Mission in ihrem Interesse glücklich zu Ende gebracht.

Auf das Zureden des Edelherrn, noch einige Monate zu verweilen, erwiederte der Seher:

»Wenn schon gewöhnlichen Menschen Pflichten aufgelegt sind, denen sie nachkommen müssen, wenn sie die Bestimmung ihres Daseins erfüllen wollen, so muß das doch bei einem Manne, den Gott auserkoren, eine Doctrin der Geister unter die Sterblichen zu verpflanzen, um so mehr der Fall sein. Meine Sendung bei Ihnen ist erfüllt, und ich muß fort, um meine heilige Lehre weiter zu verbreiten. Der Seemann, der zahlreiche Aecker zu bestellen hat, würde übel thun, wenn er, nachdem er bei dem einen die Aussaat vollbracht, dort stehen bliebe, um das Gedeihen seines Samens abzuwarten. Er muß vielmehr mit dem Samen rasch von Acker zu Acker wandern und erst, wenn er seine ganze Arbeit vollendet, kann er himmelwärts um Sonnenschein und befruchtenden Regen bitten, je nachdem eben das Eine oder das Andere seinem Anbau ein Bedürfniß. Vor mir liegt noch eine lange Reihe von Lebensjahren und so mir der Herr seine Gnade nicht entzieht, werde ich nicht ruhen, Samen auszustreuen zum Heil meines Nächsten, zur größten Ehre des Herrn!«

Als die Stunde erschien, wo der Seher die Reise antrat, war die Familie um ihn versammelt, und inbrünstige Thränen weihten den Abschied von dem Wohlthäter.

Schwedenborg küßte Alle der Reihe nach und sprach feierlich:

»Ich brauch' Euch nichts zu sagen, denn auf Euch ruht Gottes Segen, weil Ihr fromm und tugendhaft geblieben; ich brauch Euch nichts zu wünschen, denn wer wie Ihr vor dem Herrn die Prüfung bestanden, dessen Wünsche erfüllt er zehn- und hundertfach; ich brauche Euch nichts zu

rathen, denn wer der Führung eines unverdorbenen Herzens folgt, geht nie irre und stellte das Geschick ihn in ein Labyrinth von Lastern. Warum weinet Ihr? Ich scheide nicht von Euch, der Wagen wird meinen irdischen Theil wohl in die Ferne tragen, aber mein Geist wird stets über Euch weilen, so wie über alle Jene, die mich verstehen und begreifen. Sammelt Euch, erhebet euren Geist bis zu dem meinen und wir werden auf immerdar vereinigt sein, wenn auch tausende Meilen uns trennen.«

Nach diesen Worten streckte er wie segnend seine Hände von sich — sämmtliche Anwesenden sanken auf die Knie und neigten die Häupter demüthig zu Boden; als sie die Augen wieder aufschlugen, war Schwedenborg verschwunden.

Kein menschlich Auge sah ihn aus dem Herrnhofe sich entfernen.

XIV.

Die große Tragikomödie des Baron Trenk auf dem Spielberge.

Erste Abtheilung.

Der Pandur und sein Beichtvater.

Der 4. October trägt bekanntlich den Namen des heiligen Franciscus Seraphicus, dieser Tag war somit der Namenstag des Baron Trenk und ihn erwählte er zum Tage des Wunders und des Mirakels.

Von dem Tage an, wo der Baron seine weltlichen Angelegenheiten besorgt hatte, überließ er sich ganz der geistigen Anschauung und verkehrte täglich einige Stunden mit seinem Beichtvater.

Der gutmüthige Capuzinerpater konnte die wahrhaft christliche Bekehrung des Panduren nicht genugsam rühmen und die Kunde davon verbreitete sich nach allen Richtungen.

»Der Baron Trenk ist fromm geworden!« riefen die Einen mit gläubigem Sinn — »der Baron Trenk will ein Heiliger werden!« spotteten die Andern, die an keine Mirakel glaubten.

Der Beichtvater klagte dem Obristen den Unglauben von gewisser Seite, dieser faltete andächtig die Hände, kehrte

die Augen gegen den Himmel und sprach: »O Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht was sie reden! In Kurzem wird eine Zeit kommen, wo sie zu meinem Grabe pilgern werden, um mir abzubitten, was sie an mir gefehlt!«

»Glauben Sie so bald zu sterben?« fragte der Pater mit vieler Theilnahme.

Trenk antwortete: »Ich fühle, daß der Tod mir näher ist, als alle Welt glauben mag!«

Der Capuziner theilte diese Kundgebung dem Commandanten mit, Obrist Kottulinsky lachte hell auf und rief in seinem Unglauben: »Der Trenk ist ein Narr, wenn er's so forttreibt, wird er bald überschnappen!«

Der gute Commandant mag ein sehr wackerer Soldat gewesen sein, ein Menschenkenner war er nicht; Leute wie Trenk sind zu Allem fähig, nur zum Wahnsinn nicht.

Den Pater verdroß der Unglaube des Commandanten, der ebenfalls zu Jenen gehörte, denen die Bekehrung des Panduren unnatürlich und auffällig vorkam.

Am 29. September, es war der Tag des heiligen Michael — Baron Trenk zählte jetzt seine Tage nur nach den Heiligen« — sagte er zu dem Pater:

»Ehrwürdiger Vater, ich habe was am Herzen.«

»Sprechen Sie, mein Sohn, was es auch immer sei, ich werde es anhören und wenn es mir möglich ist, werde ich Alles thun, um Ihnen die Last von der Brust zu nehmen. Sie haben sich wahrscheinlich noch irgend einer Sünde besonnen, die Sie mir bisher aus Vergessenheit nicht mittheilten . . .«

»O nein, ehrwürdiger Vater,« erwiederte Trenk, »was mein Herz drückt, ist keine Sünde; was ich mir an Sün-

den bewußt war, ich habe Alles ehrlich gebeichtet; Nachzügler und Marodeure habe ich schon bei meinen Panduren nicht geduldet, um so weniger gestatte ich sie bei meinen Sünden.«

»Was drückt dann Ihr Herz, mein Sohn? sprechen Sie.«

»Es ist ein Anliegen, ehrwürdiger Vater.«

»Theilen Sie es mir mit, mein Sohn, Sie wissen, daß mir von meinen Oberen der Auftrag wurde, mich einzig und allein mit Ihrem Heil zu beschäftigen, Sie zu trösten und Ihnen in Allem beizustehen, was zu Ihrer Ruhe und Zufriedenheit beiträgt, natürlich in so weit die religiösen und weltlichen Satzungen es gestatten.«

»Mein Anliegen,« erwiederte Trenk, »ist unschuldiger Natur und verletzt kein Gesetz.«

»Dann säumen Sie ja nicht mir es mitzutheilen.«

»Ich fühle den Tod mir immer näher rücken, mich durchschleicht ein Gefühl, als wären es nur noch Tage, die mir zu leben gegönnt sind, meine Seele athmet bereits die Luft des Jenseits und mich durchschauert eine Empfindung, als fühlte ich wie ihr die Flügel wachsen, um den miserablen Leib zu verlassen und in ihre bessere Heimat fortzufliegen. Unter dem Eindrucke dieser Todesahnungen habe ich noch einmal alle meine Erinnerungen gesammelt, falls ich in meinen Angelegenheiten etwas vergessen hätte, es schleunigst einzuholen, bevor der Tod mich aus diesem irdischen Jammerthale und von diesem noch irdischeren Jammerberge erlöst. Bei dieser Gelegenheit habe ich nun entdeckt, daß wirklich noch Personen leben, denen ich Anerkennung und Dankbarkeit schulde, mit welcher belastet ich von hinnen nicht scheiden möchte. Sie,

ehrwürdiger Vater, kennen alle meine Geheimnisse, Ihnen darf ich es also auch anvertrauen, daß ich noch und zwar bei mir Wechsel und Kleinodien führe, deren ich mich in einer Weise entledigen will, daß ich dadurch alte Schulden tilge, damit ich in der Sterbestunde ganz rein und makellos dastehe, wie ein Engel, der die sündige Erde noch gar nie berührt hat. Mein Anliegen besteht nun darin, daß Sie sich der Mühe unterziehen möchten, die besagten Kleinodien und Wechsel nach Wien an die betreffenden Personen, deren Namen ich Ihnen angeben werde, zu überbringen. Es versteht sich von selbst, daß ich die Reisekosten bestreite. Dabei muß ich im Voraus bemerken, daß Sie in meine Hände einen heiligen, unverbrüchlichen Eid ablegen müssen, den Gegenstand Ihrer Sendung, so wie die Namen der Personen, denen Sie jene Gegenstände zu überliefern haben, durch drei, sage blos durch drei Tage als Geheimniß zu bewahren. Nach dieser Frist steht es Ihnen frei, alles diese Angelegenheit Betreffende Ihrem Oberen oder wem Sie sonst wollen, zu entdecken.«

Der Capuziner erwog das Anliegen seines Beichtkindes und erwiederte dann:

»Der Erfüllung Ihres Wunsches tritt keine meiner geistlichen Pflichten in den Weg, wohl aber ist eine weltliche Rücksicht vorhanden, die genommen werden müßte, bevor ich mich der Sendung unterziehe und den Eid des Stillschweigens leiste.«

»Und was ist das für eine Rücksicht?«

»Ich bin erbötig die Mission zu erfüllen, sobald der Commandant davon unterrichtet ist.«

»Ich werde mich beeilen dies zu thun; gehen Sie jetzt

nach Hause, ehrwürdiger Vater, und treffen Sie Ihre Anstalten, damit Sie noch heute Nacht die Reise antreten können. Ich werde für ein gutes Abendmahl Sorge tragen, wir nehmen es zusammen ein, dann reisen Sie in Gottes und aller Heiligen Namen nach Wien ab.«

Der arglose Mönch entfernte sich und der Gefangene ließ den Commandanten zu sich erbitten.

Oberst Kottulinsky war in letzterer Zeit daran gewöhnt, jederzeit etwas Absonderliches zu hören, wenn der Pandur ihn zu sprechen wünschte. Auch heute war's so.

»Herr Oberst,« redete Trenk den Commandanten an, »Ihre Majestät die Kaiserin war so gnädig, zu verfügen, daß man mir alle Freiheit lassen solle, ein Testament zu errichten.«

»Dem Allerhöchsten Befehle wurde genügt, denn Sie haben Ihren letzten Willen bereits mit allen Solemnitäten aufgesetzt.«

»Wahr, Herr Oberst, sehr wahr, ich fühle jedoch das Bedürfniß, noch einige Wünsche zu befriedigen, die ich dem Papiere nicht anvertrauen kann und will. Da nun zur Erfüllung dieser Wünsche, die einen Theil meines letzten Willens bilden, eine Reise nach Wien unerläßlich ist, so habe ich mich mit meinem Beichtvater dahin verständigt, daß er die Mission übernehme und ich setze Sie, seinem Wunsche gemäß, hievon in Kenntniß.«

»Meine Instruction,« entgegnete der Commandant, »gebietet mir, Sie ungehindert gewähren zu lassen, wo es sich Ihrerseits um Verfügungen über Ihr Eigenthum handelt, nur dürfen diese Schenkungen nicht in loco und am allerwenigsten in der Citadelle stattfinden, wo man sie als Beste-

chungen beargwöhnen könnte; was daher Ihr Beichtvater in Wien zu besorgen hat, kümmert mich nicht. Wann wünschen Sie ihn abzusenden?«

»Der Vater wird mich heute noch einmal besuchen, beim Abendmahl meine Aufträge übernehmen und dann sogleich abreisen.«

»Sie beeilen sich sehr, Herr Baron.«

»Wie zählen heute bereits den Tag des heiligen Michael, bis zum Tage des heiligen Franciscus Seraphicus sind nur noch fünfmal vierundzwanzig Stunden.«

»Warum zählen Sie bis dahin die Stunden?«

»Weil ich an diesem Tage um zwölf Uhr Mittags sterben werde.«

Der Commandant blickte den Gefangenen nach der Seite an und man gewahrte die Mühe, die er sich gab, das Lachen zu unterdrücken.

»Wann werden Sie sterben?« fragte er, um sich der Angabe Trenk's zu vergewissern.

»An meinem diesjährigen Namenstage um die zwölfte Mittagsstunde!« erwiederte der Pandur mit dem Tone der untrüglichsten Ueberzeugung.

»Woher wissen Sie das so genau?«

»Weil mir mein Namenspatron, der heilige Franciscus, erschienen ist, und mir die Parole verkündet hat.«

»Ich denke, Herr Baron, Ihre Reue ist noch viel zu jung, als daß Sie bereits der Erscheinungen von Heiligen würdig sein sollten?«

Darauf erwiederte Trenk:

»In dem Zustande der Reue gibt es keine Protection und kein Avancement nach Alter und Rang, sondern nach dem wirklichen Verdienst und ich habe darin in der kurzen Capitulation mehr geleistet als Mancher während einer langen Jahresreihe, daher rührt vermuthlich der Vorzug, dessen ich würdig befunden wurde.«

Gegen dieses Argument mochte der Commandant nichts einwenden, doch war die Unterhaltung zu interessant, als daß er sie bereits hätte abbrechen wollen.

»Ihre Prophezeiung,« sagte er, »versetzt mich in Staunen, Herr Baron, Sie sind erst vierunddreißig Jahre alt, erfreuen sich einer athletischen Constitution und, mit Ausnahme Ihrer Fußwunde, einer musterhaften Gesundheit; und dennoch wollen Sie in fünf Tagen schon gestorben sein? Ich sage Ihnen, wenn das zuträfe, es wär' ein Wunder, man müßte, Ihre Prophezeiung im Auge behaltend, an ein Mirakel glauben.«

»So wird es auch kommen, Herr Obrist, denn der Himmel hat mich auserwählt zum Werkzeuge eines solchen Mirakels, um der Welt klar und deutlich zu beweisen, daß sie mich verkannt hat. Meine wahre Glorie wird erst nach meinem Tode beginnen.«

Der Commandant schüttelte ungläubig den Kopf und entgegnete:

»In der Voraussetzung, Herr Obrist, daß Sie nicht scherzen, will ich Ihnen als Soldat und Ehrenmann auf Ihre letzte Ansicht meine Meinung sagen. Sie sprechen von Reue und Bekehrung, in Gottes Namen, das geht mich nichts an, das ist Sache Ihres Beichtvaters und er muß wissen, ob und wie tief der Glaubenssamen in Ihrer Brust

Wurzel gefaßt hat; Sie sprechen aber auch von einer Glorie nach dem Tode, das ist ein wenig stark, Herr Baron, denn diese würde Sie in die Reihe der Heiligen rangiren und darauf werden Sie doch hoffentlich keinen Anspruch machen wollen? Die Baiern und die Elsaßer sind doch wahrhaftig recht gute Katholiken, aber ich zweifle sehr, daß sie sich je entschließen werden, in den Litaneien zu beten: »Sancte Trenk, ora pro nobis!«

»Sie erinnern mich an meine Kriegsthaten in jenen Landen, und machen mir zum Vorwurf, was dort geschah. Darauf erwiedere ich, daß ich mich schon vor dem Kriegsrecht dagegen gerechtfertigt habe, und hoffe, daß der liebe Gott von jener Rechtfertigung ganz sicher Notiz genommen hat; außerdem habe ich vielen Schaden zu vergüten gestrebt, bereue meine Fehler und weise darauf hin, daß ich nicht der erste Sünder wäre, der sich einen Platz im Kalender erobert hat. Der Wiener Hofkriegsrath wird sich freilich gewaltig dagegen sträuben, wenn er wird »Die Trenkii« datiren müssen, und ich wollte, daß er ihm in der hochlöblichen Kehle stecken bliebe. Sie staunen, Herr Obrist, daß ich es wage, solche Blasphemien in Ihrer Gegenwart laut werden zu lassen, allein wenn man nur ein paar Tage bis zu seiner Sterbestunde zu zählen hat, schert man sich um den Hofkriegsrath eben so viel wie um eine alte Courtisane, der man als Naseweis den Hof gemacht hat, man sieht ein, was man für ein Esel war.«

Der Pandur war, ohne es zu wollen, in seinen alten Ton gerathen, der wenig Reue und noch weniger Zerknirschung erkennen ließ, er suchte daher zu verbessern was er verdarb, und setzte mit fromm verdrehten Augen hinzu:

»Alles auf dieser Welt ist vergänglich, folglich auch ein Hoffriegsrath; Gott ist barmherzig und wird ihm seine Sünden vergeben, denn er hat manchmal nicht gewußt, was er that!«

Darauf faltete er andächtig die Hände und bewegte eifrig die Lippen, als ob er bete. Da die Andacht dem Commandanten zu lange währte, so verließ er das Gefängniß.

. . . .

Am Abende, wie er versprach, fand sich der Capuzinerpater ein, um von seinem Beichtkinde die zu bestellenden Gegenstände in Empfang zu nehmen.

Der Pandurenobrist ließ sich vor Allem den Eid der Verschwiegenheit leisten; nachdem dies gethan war, sagte er:

»Jetzt, ehrwürdiger Vater, wollen wir selbander ein frugales Mahl einnehmen, dann übergebe ich Ihnen die Briefe und Sie können in Gottes Namen abreisen.«

Der Beichtvater, zu Allem und Jedem bereit, was sein bekehrtes Schäflein wünschte, nahm dem Gefangenen gegenüber Platz und ließ sich's wohl bekommen.

Baron Trenk benützte die Zeit, seinem Sendlinge eine Art »Diarium« vorzuschreiben, indem er sagte:

»Wir zählen heute den Tag des heiligen Michael, das ist den 29. September, Sie werden demnach im Laufe des morgigen Abends in Wien anlangen. Uebermorgen, am Tage des heiligen Remigius, das ist am 1. October, besorgen Sie in Wien die paar Gänge und treten schon am Tage des heiligen Leodegar, das ist am 2. October, Ihre Rückreise an, so daß Sie am Tage des heiligen Candidus, nämlich am 3. October, hier eintreffen, wenn es der liebe Himmel so bestimmt haben sollte.«

Der Pater versprach dieser Eintheilung nachzukommen.

Der Pandur, wie hingerissen von dem gottgefälligen Gehorsam seines Beichtvaters, umarmte ihn auf's Herzlichste und trank ihm nach echt slavonischer Sitte ein »Bog sivi« zu, was der Capuziner damit erwiedern mußte, daß auch er, so wie der Baron es gethan, sein Glas zur Neige austrank.

Hierauf ward das Mahl aufgehoben, der Pater nahm ein paar Packete in Empfang, deren Adressen ihm auf drei Tage lang als das heilig zu bewahrende Geheimniß anvertraut wurden, dann trat er nach einem sehr rührenden Abschiede von seinem bekehrten Beichtkinde die Reise nach Wien an.

Baron Trenk legte sich ruhig schlafen, er war überzeugt, daß sein Beichtvater nicht nur den Auftrag erfüllen, sondern auch den Eid drei Tage lang unverbrüchlich halten würde, für weiter hinaus hatte der Pandur Sorge getragen, daß der Capuziner seine Geheimnisse nicht verrathe, er gab dem Pater, ohne daß es dieser ahnte, eine wohlberechnete Dosis Acqua Toffana im Leibe mit, so daß er den Tag des heiligen Candidus nicht überleben sollte!!

XV.

Die große Tragikomödie des Baron Trenk auf dem Spielberge.

Zweite Abtheilung.

Das Mirakel des Baron Trenk.

Am Tage nach der Abreise des Beichtvaters verhielt sich der Pandurenobrist ruhig — wie sein Wärter erzählte, betete er an diesem Tage besonders fleißig.

Am Tage Remigi (1. October) ließ er den Commandanten zu sich bitten und sagte:

»Herr Obrist, ich muß Sie im Interesse meines frommen Beichtigers mit einer Bitte belästigen. Mir ist heute Nacht der heilige Franciscus erschienen und hat mir verkündet, daß mein Beichtvater auf dem Rückwege von Wien nach Brünn sterben werde; lassen Sie dies dem Pater Guardian mittheilen, damit die frommen Pater Gebete veranstalten, um die Gefahr von dem Haupte ihres Mitbruders abzuwenden.«

Darauf erwiederte Oberst Kottulinsky:

»Ich bemerke mit Verwunderung, daß der heilige Franciscus mit Ihnen so fleißig in Rapport tritt, und werde Ihren Wunsch erfüllen!«

Draußen lachte er aus voller Brust, erzählte den Officieren die neueste Prophezeiung des Panduren, was große

Heiterkeit erregte. Uebrigens hielt er sein dem Gefangenen gegebenes Versprechen.

Den 2. October verbrachte Trenk wieder mit Beten.

Der Commandant sagte scherzend zu seiner Umgebung:

»Ich bin neugierig, ob der heilige Franciscus unserem Panduren noch einmal erscheinen wird.«

Am 3. October wurde er gebeten schleunigst zum Baron Trenk zu kommen.

»Aha,« lachte er, »'s ist richtig wieder eine jenseitige Depesche angelangt, wir wollen hören was es gibt.«

Der Gefangene ersuchte Kottulinsky im Capuzinerkloster bekannt zu geben, daß sein Beichtvater heute Nacht auf der Rückreise nach Brünn verschieden sei.

Der Commandant fragte ihn, woher ihm die Nachricht gekommen sei? worauf Trenk erwiederte, sein Namenspatron habe sie ihm verkündet.

Der Commandant entfernte sich, erzählte den Officieren die neue Verkündigung und Alles lachte über die Komödie des Panduren.

Wer beschreibt aber das Erstaunen des Obersten Kottulinsky so wie der Officiere der Garnison, als am 3. October Nachmittags in Brünn die Kunde angelangt, der Beichtvater des Baron Trenk sei wenige Wegstunden von der Stadt plötzlich, ohne daß er früher über Unwohlsein geklagt hätte, verschieden!!

Nun lachte man nicht mehr, sondern begann die Köpfe zu schütteln.

Der Commandart theilte dem Gefangenen die Neuigkeit mit, um zu hören was dieser darauf erwiedern würde.

Der Pandur faltete die Hände und sagte blos: »Lassen

Sie uns ein Vater Unser beten für die Seele des armen Hingeschiedenen.«

Und nach dem Gebete sagte er:

»Gottlob! Nun ist meine Reise auch gewiß! Die Bestätigung von meines Beichtvaters Tode ist mir bereits durch ihn selbst geworden, sein Geist ist mir erschienen und hat mir verkündet, ich möge mich wegfertig machen, denn morgen um zwölf Uhr Mittags würde mich der heilige Franciscus zu sich abholen.«

Diesmal schüttelte Baron Kottulinsky zwar wieder den Kopf, aber er lachte nicht mehr; die Komödie begann einen tragischen Character anzunehmen, die Begebenheiten verließen das Geleise des Gewöhnlichen und der Schein des Miraculösen begann sie zu umfluten.

Die Leiche des verblichenen Paters wurde noch in derselben Nacht nach Brünn gebracht, die Aufträge des Gefangenen waren besorgt, doch keine sterbliche Seele erfuhr mit Gewißheit, wem der Pandurenoberst seine Kleinodien und seine Wechselbriefe, der Betrag der letzteren soll sich auf 200,000 Gulden belaufen haben, übersendet hatte. Es circulirten darüber zweierlei Meinungen; die eine lautete, Trenk habe die Wechselbriefe einem sehr angesehenen Manne, der ihm den Betrag schuldete, aus Dankbarkeit zurückgesendet, Andere, jedoch die weniger an die Dankbarkeit und mehr an die Rache des Panduren glauben mochten, behaupteten, jene Summe sei dem Meister der Freimaurerloge zu Bundeszwecken übermacht worden. Der Pandurenobrist, führten diese zur Begründung ihrer Ansicht an, habe zu spät den Nachtheil erkannt, der ihm aus der Zurückweisung einer Verbindung mit den Freimaurern erwachsen, war und aus Rache gegen seine

Feinde den Brüdern diese ansehnliche Summe zufließen lassen, weil er wußte, daß er damit die Feinde seiner Feinde erstarken machte.

Wir überlassen es dem geneigten Leser sich in dieser zweifelhaften Sache selbst eine Meinung zu bilden, da unsere Quellen darüber keine Gewißheit geben und wir die Thatsache durch Erfindung nicht verfälschen mochten.

Von dem Momente an, wo Trenk die genauen Details über den Tod seines Beichtvaters erhielt, wurde er vollkommen ruhig, er war der Verläßlichkeit seiner Tinctur versichert und pries den Chiromanten Caspar, dem er sie verdankte.

Am 4. October Morgens herrschte unter den Officieren der Brünner Garnison eine erwartungsvolle Spannung, denn der Pandurenoberst hatte sie zu sich geladen, damit sie Zeugen seiner letzten Lebensstunden werden.

Den Commandanten des Spielberges an der Spitze erschienen sie bereits um die neunte Vormittagsstunde bei dem Baron Trenk, den sie in Gesellschaft eines Capuziners trafen.

Er empfing sie sehr freundlich und bat sie sämmtlich ihm zu verzeihen, falls er Einen oder den Andern von ihnen wissend oder unwissend beleidigt haben sollte.

Dann setzte er sich nieder und ließ sich von einem Capuziner-Novizen die Tonsur scheren.

Nachdem dies geschehen war, begab er sich in das Nebengemach, legte die weltlichen Kleider ab und zog einen vollkommenen Capuzinerhabit an.

Als er in dieser ungewohnten Hülle unter seinen früheren Kriegsgefährten erschien, brachen einige von ihnen in Lachen aus, andere wieder, die mehr Selbstbeherrschung besaßen,

schmunzelten blos, ernsthaft blieb keiner von allen; den riesigen Mann, den man jahrelang in dem phantastischen Gewande eines Panduren zu sehen gewohnt war, plötzlich in der Capuzinerkutte mit einem Strick umgürtet und Sandalen an den nackten Füßen vor sich zu erblicken, das war ein zu greller Contrast, der Sprung vom Panduren zum Capuziner war zu groß, als daß er ohne Wirkung hätte bleiben sollen.

Trenk bemerkte den Eindruck nicht, welchen seine neue Erscheinung hervorbrachte, oder wollte ihn nicht bemerken, er verfügte sich zu seinem geistlichen Beistande, kniete vor ihm nieder und begann zu beten und dann öffentlich und laut zu beichten.

Die Zeiger der Uhr wiesen die zehnte Stunde, als Trenk sich erhob und an die Officiere eine Ansprache hielt, die eine volle Stunde währte.

»Meine Freunde,« sagte er unter Anderem, »glaubet ja nicht, daß meine Bekehrung zum Wege des Heiles eine plötzliche sei, ich trage den Samen schon Monate lang in mir herum, nur ging er erst auf unter dem Sturm des Unglücks; grade entgegengesetzt wie jeder andere Same blieb er im Sonnenschein des Glückes taub in der Brust und fing erst zu keimen an, als das Unglück über mich hereinbrach. Und wißt Ihr, warum es hereinbrach? weil ich hochmüthig war, weil ich stolz war, weil ich aufbrausend war, weil ich geizig war, weil ich lebte, als ob es über der Erde keinen Gott und auf der Erde keinen Hofkriegsrath gebe. Oh, merket Euch wohl, was Euch ein armer Sterbender sagt: Wenn Ihr euren Vorgesetzten beleidigt, er wird Euch vergeben; wenn Ihr einen Generalen beleidigt, er wird Euch verzeihen; thut Ihr's einem Prinzen, er wird Nachsicht üben, ja die Kaiserin selbst ist milde wie ein Engel; aber

wehe über Euch, dreimal wehe über Euch, wenn Ihr einen Federfuchser des Hofkriegsrathes scheel anblicket, er verzeiht nicht, er vergibt nicht, er hört nicht auf, Euch zu verfolgen, bis er Euch vollkommen unglücklich gemacht, bis er Euch, wenn es möglich ist, auf den Spielberg gebracht hat. Aber der Spielberg ist der Uebelste der Oerter nicht, mir hat er Heil gebracht und die ewige Seligkeit; der heilige Franciscus wäre mir nie erschienen, würde ich nicht unschuldiger Weise zu ewiger Haft hiehergekommen sein. Von jener Secunde an begann ein Märtyrerthum; mein Namenspatron würdigte mich seines Schutzes und Beistandes und siehe da, die ewige Haft verwandelt sich in eine zeitliche und meine Seele fliegt dahin, woher sie kam, der jämmerliche Leib bleibt zurück mitsammt der Schußwunde, die ich vor Colin erhielt.

»O meine Freunde! Folget meinem Beispiele, bekehrt Euch, werdet fromm, werdet heilig! Was habt Ihr davon, wenn Ihr die Spanne Zeit, die man Leben nennt, Euch in Sünden ergeht und dafür eine unermeßliche Ewigkeit lang büßen müßt? Darum bekehret Euch, thut Buße, betet, fastet und stiftet, wenn Ihr reich seid, milde Werke, so wie ich's gethan, bauet täglich nur Eine Stufe in den Himmel und Ihr werdet am Ende eine ganze Leiter zusammen bekommen, wo Ihr bequem so wie ich werdet aufsteigen können in die Versammlung der Seligen.

»Die Zeit drängt, meine Freunde, ich kann nicht länger zu Euch sprechen, doch wozu auch? Wen das, was er bis jetzt von mir gehört und gesehen, was er weiter noch sehen wird, wen dies Alles nicht bekehrt, dessen Herz ist eitel gestocktes Blut ohne Nerven, ohne Leben, bei dem ist jede Hoffnung aufgegeben, der wird sich nie aus dem

Pfuhl der Sünde erheben, sondern wird darin sterben und verderben und nach dem Tode in die Hölle eingehen, wo das ewige Feuer seiner harrt und er immerdar rufen wird: »O warum habe ich den Eingebungen des frommen Märtyrers Franciscus Baron von Trenk nicht Folge geleistet! Er hat es doch so gut mit mir gemeint!«

»Meine Brüder, jetzt bin ich zu Ende, kommt her und umarmt mich!«

Der Gefangene umarmte den Commandanten, dann die Officiere der Reihe nach, wobei er, trotzdem daß er bereits alles Irdische abgestreift hatte, doch die Ordnung genau nach dem Rang und dem Dienstalter der Officiere beobachtete, so daß der jüngste Fähnrich auch wirklich der Letzte blieb.

Darauf begann er über die Nichtigkeit der Erdengüter zu sprechen, wobei seine Miene die eines lächelnden Weisen war, der nie an irdischem Tand gehangen und den Reichthum stets verachtet hat.

Am Ende dieser Rede nahm er die auf dem Tische liegende Uhr in die Hand und sprach:

»Gottlob, es ist eilf Uhr, meine letzte Lebensstunde ist herangebrochen!«

Er sprach dies mit einer Ruhe, als hätte er gesagt: »Um zwölf Uhr werde ich zu Tische gehen!«

Hierauf kniete er nieder und fing an laut zu beten.

Nach dem Gebete setzte er sich in einen Armstuhl und schloß die Augen.

In diesem Zustande — die Officiere behaupteten, er habe geschlafen — verblieb er nahe zwanzig Minuten.

Je näher die von Trenk im Voraus bestimmte Sterbe-

minute heranrückte, desto größer wurde die Spannung unter den versammelten Zeugen.

Aller Augen ruhten, freilich mit profaner Schaugierde, auf dem Baron, um das Ende dieses Mirakels oder wie ein anderer Theil glaubte, dieses merkwürdigsten aller Gaukelspiele abzuwarten.

Wird er wirklich sterben? Diese Frage war in den Zügen Aller zu lesen.

Als Trenk die Augen aufschlug, zeigte die Uhr fünf Minuten über halb Zwölf.

Er kniete nieder und fing abermals laut zu beten an.

Dann setzte er sich an den Tisch, lehnte die Arme darauf und bewegte die Lippen, wie im leisen Gebete.

Die Zeiger der Uhr bewegten sich für die Zuschauer mit einer erschrecklichen Langsamkeit.

Endlich näherte sich der Minutenweiser der zwölften Stunde.

Todtenstille im Gemache — man hätte meinen sollen, nicht allein der Baron Trenk, sondern sämmtliche Anwesende seien bereits Leichen geworden.

Jetzt hörten die Lippen des Panduren auf sich zu bewegen, die linke Seite seines Antlitzes fing an sich zu bleichen.

Die Weiße breitete sich immer weiter und bedeckte endlich das ganze Antlitz.

Baron Trenk bewegte sich nicht mehr.

Man redete ihn an — er gab keine Antwort.

Jetzt läuteten die Glocken von Brünn die Mittagsstunde.

Man berührte den Panduren — er war kalt und starr.

Baron Trenk ist wirklich, wie er es verkündete, am 4. October 1749 um zwölf Uhr Mittags gestorben.

Sämmtliche Officiere der Brünner Garnison waren die lebenden Zeugen seines vorher prophezeiten Todes!

XVI.

In welchem der Autor noch eine kurze Umschau hält und den Roman schließt.

Es ist immerhin ein für den Autor sehr günstiges Zeichen, wenn die Leser behaupten, seine Erzählung habe zu rasch geendet, denn der Wunsch nach einer längeren Fortdauer zeugt von dem Interesse, welches sie einflößte; ein kluger Autor thut jedoch wohl, sobald sein Gemälde dem Ende zuströmt, seine Leser zu befriedigen, ohne sie durch Weitläufigkeiten zu ermüden; sobald jene Person des Romans, welche das Hauptinteresse in sich concentrirte, vom Schauplatze abgetreten ist, kann man die Erzählung nicht rasch genug schließen.

So wie immer, huldige ich auch heute dieser erprobten Erfahrung, halte eine kurze Umschau, um die Leser in Bezug auf das Schicksal noch einiger Personen dieses Gemäldes vollkommen zu befriedigen, und schließe dann den Roman.

. . . .

Guido und Roswitha fanden in ihrer Ehe ein Paradies auf Erden, das Glück blieb ihnen treu bis ans Ende ihres Lebens. Der Edelherr genoß die Freude, in seinem hohen Alter eine zahlreiche Nachkommenschaft um sich versam-

melt zu sehen, der Segen ruhte in jeder Beziehung auf der Familie.

Die alte Marsa blieb auf dem Herrenhofe, sie wollte abwarten, bis Ludmilla ihre Strafe abgebüßt und dann mit ihr in eine andere Gegend des Landes ziehen, wo man die Schande ihres Kindes nicht kannte, Herr von Werhotitz versprach in diesem Falle für sie zu sorgen; allein das Schicksal hatte es anders gefügt: Ludmilla erblickte das Licht der Freiheit nicht wieder, sondern endete schon nach einem Jahre ihr Leben im Kerker, verzehrt von einer Leidenschaft, die zu bewältigen ihr jeder moralische Halt mangelte.

Was ihren flüchtigen Gatten, den schlauen Herrn Rudolf anbelangt, so erfreute er sich der mitgenommenen Barschaft nicht lange. Er nahm den Weg nach Ungarn, wurde auf der Straße von Räubern überfallen und ausgeplündert.

Nachdem er Monate lang im Lande herumstrolchte, kehrte er nach Brünn zurück, vermuthlich um sich mit seiner zweiten Ehehälfte wieder auszusöhnen, als er jedoch vernahm, daß Madame Eber verurtheilt, im Kerker verschieden sei, verschwand er abermals und wurde, nach mehreren Wochen jämmerlichen Herumstreifens, unweit von Brünn erhängt gefunden. Seine Schlauheit hatte ihn im Stiche gelassen, zur Arbeit zu träge, zur Intrigue unfähig, in ewiger Furcht vor den Gerichten schwebend, endete er so erbärmlich, wie er gelebt hatte.

. . . .

Schwedenborg durchlebte noch eine lange Reihe von Jahren und setzte die Welt in Staunen durch seine Gelehrsamkeit, durch seine Sehergabe.

Eine einzige Person, ein schwedischer Priester, Namens

Mathesius, wagte es, ihn der Verrücktheit zu beschuldigen, wurde kurze Zeit darauf wahnwitzig, und der König von Schweden mußte diesem Feinde des Sehers eine Pension bewilligen, damit er nicht Hungers sterbe.

Schwedenborg hat den Tag und die Stunde seines Todes lange vorher verkündet.

Eine vom Lord-Mayor in London ausgestellte Declaration constatirt die kleinsten Details über die letzte Krankheit und den Tod des Sehers.

Er starb Sonntag am 29. März 1772.

Ein schwedischer Geistlicher von der höchsten Auszeichnung — Ferelius war sein Name — leistete ihm Beistand.

»Wie viel ist es an der Uhr?« fragte Schwedenborg in seiner Todesstunde den Priester.

»Fünf!« lautete die Antwort.

»Es ist vorbei,« erwiederte er, »Gott segne Sie!«

Zehn Minuten darauf seufzte er leise, schlief ein, ohne wieder zu erwachen.

Im Jahre 1786 hielt der Bergrath Sandel im großen Saale der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm eine Lobrede auf Schwedenborg, die in Bezug auf das sichtbare Leben des Sehers mit der genauesten Sorgfalt verfaßt ist. In derselben wird die Bescheidenheit, Mäßigkeit und Zurückgezogenheit des Mannes gerühmt, der mit allen Tugenden ausgestattet war, ohne durch ein Laster bemakelt zu werden. Er floh die Oeffentlichkeit und wurde doch bekannt im ganzen Welttheil.

Sein Spruch: »In hundert Jahren wird meine Doctrin die Kirche regieren!« ist zwar nicht in Er-

füllung gegangen, es haben jedoch Männer, ausgezeichnet durch Rang und durch Kenntnisse, öffentlich Schwedenborgs Glauben angenommen, er ist der Stifter einer Secte geworden, die heute mehr als siebenmalhunderttausend Mitglieder theils in den vereinigten Staaten, theils in England zählt. In der Stadt Manchester allein leben viertausend Schwedenborgianer!

. . . .

Und nun noch einmal zurück zum Pandurenobristen Trenk!

»Seine Ruhmbegierde,« — so schreibt der preußische Trenk, sein unglücklicher Universalerbe, — »war unbegrenzt, und diese konnte er als Gefangener nicht besser befriedigen, als wenn der Pandur als ein Heiliger stirbt und nach dem Tode Mirakel macht.

»Man urtheile aber, was dieses militärische, entschlossene und weitaus sehende Genie noch würde ausgebrütet haben, wenn er die Freiheit erhielt!

»Der Pandurenchef Trenk starb im Gefängnisse, seine Seele war zu klein, um den Sieg abzuwarten, sein Trotz mächtiger als seine Geduld. Weil er auf Erden nicht der reichste und größte Mann werden konnte, so wollte er heilig gesprochen sein und nahm Gift.

»Nach seinem Tode erscholl das ganze Land vom Mirakel: Der heilige Franciscus hat den Panduren Trenk in den Himmel geholt!«

»Die Auflösung des Räthsels und Mirakels ist aber eigentlich diese, welche mir allein gründlich bekannt ist:

»Er besaß das Geheimniß des sogenannten Acqua Toffana und hatte beschlossen, nicht länger zu leben.«

Nach einer weiteren Angabe desselben Mannes hielt sich der Pandur versichert, daß an seinem Grabe Mirakel erfolgen würden, es verlautete auch Mehreres davon im Lande, allein die Mirakel am Grabe eines Panduren konnten trotz manchen Anstrengungen keine Wurzel fassen, und der Pandurenchef hatte für den Preis der Unsterblichkeit vergebens sein Leben eingesetzt.

Dagegen ist, was Schwedenborg ihm verkündete, in Erfüllung gegangen; nach wenigen Jahrzehenden waren die Verdienste des auf dem Spielberg verstorbenen Baron Trenk vergessen und nur die Barbareien des Pandurenobristen lebten im bösen Angedenken fort.

Im Jahre 1852, also vor drei Jahren, stieg ein kaiserlicher Obristlieutenant in Brünn in die Gruft der Capuziner hinab, um dies Grab des einstigen Pandurenchefs zu besehen, und veröffentlichte darüber Folgendes:

»Da ich gerade einen Tag in Brünn verweilen mußte, und mir bekannt war, daß der berüchtigte Pandurenhäuptling in der Capuzinergruft beerdigt sei und dem Kloster 4000 fl. vermacht habe, so begab ich mich mit Baron S. dahin.

»Aus der bewegten freundlichen Stadt, die im hellen Sonnenschein glänzte, in die düstern engen Räume eintretend, wurde Einem wirklich die Brust beengt, denn man sah sich um mehrere Jahrhunderte zurückversetzt.

»Bereitwillig gestattete der Pater Guardian die Besichtigung der Gruft. Der Pater Sacristan führte uns, mit zwei brennenden Lichtern versehen, dahin.

»Wir kamen über finstere Treppen in einen engen Hof — den nie Jemand betritt — und sodann durch einen engen Gang in das Grabgewölbe.

»Links und rechts lagen beerdigte Ordensbrüder ohne Sarg auf dem nackten Boden.

»Es waren keineswegs Skelette, sie sahen vielmehr wie Mumien aus, und ihr Habit, in dem sie vielleicht vor hundert und mehr Jahren bestattet worden waren, nahm sich aus wie ein Schleier.

Es war ein grauenhafter Anblick, und ich zählte wohl fünfzig solcher Leichen.

»Nun kamen wir zu drei Särgen; der mittelste von ungeheurer Größe. Ich war darauf vorbereitet, denn ich wußte, daß Trenk sechs Schuh drei Zoll maß.

Der Deckel wurde geöffnet und ich erblickte die Ueberreste des Mannes, der mir stets ein lebhaftes Interesse eingeflößt. Mit Ausnahme des Kopfes war auch dieser Körper mehr Mumie als Skelett.

»Die gewaltigen Glieder — die Hände über die Brust gekreuzt — waren ganz ersichtlich.

»Die Halsknochen fehlten, daher ich den Kopf in die Hand nehmen konnte; das Uebrige war ganz beisammen.

»Ich maß den Sarg; er hatte zwei Längen meines Säbels und noch eine Spanne. Alle übrigen Leichen sahen gegen diese wie Kinderleichen aus.

»Seit zehn Jahren — erzählte der Pater Sacristan — habe Niemand die Gruft besichtigt; damals hätte er einen muthmaßlichen Verwandten von Trenk *) dahin begleitet.«

. . . .

*) Es leben noch jetzt in Wien Nachkommen Friedrichs von der Trenk.

Was die testamentarischen Stiftungen des Panduren betrifft, so ist die Trenk'sche Capelle unter dem Spielberg längst in ein Mauthhaus verwandelt und nur die gestiftete Messe wird noch jetzt bei den Capuzinern in Brünn täglich für den Verewigten gelesen, damit, wie sein Testament sagt: der Teufel um seine arme Seele betrogen sei, auf die er sich schon so sehr gefreut habe.

Ende.



Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.